

Leseprobe

Der alte Mann und das Haus/Inhaltsverzeichnis

Kapitel	Seite
Ein Gespenst	2
Verschlüsseltes Versteck	41
Rauchverbot	49
Unpassender Besuch	54
Die Dachkammern	57
Die Wette mit dem Totengräber	60
Katerfrühstück	78
Vergebliche Suche	87
Das Jörgl kommt	92
Sophies Einkaufstour	105
Die Wahrsagerin	129
Verpasste Gelegenheit	137
Entführung der Leiche	143
Ende der Leseprobe	153

Den Text kann man nach unten scrollen. Will man direkt zu einem bestimmten Kapitel oder zu einer bestimmte Seite, so geht man (wenn man den Windows Internet Explorer verwendet) so vor:

Oben links „Bearbeiten“ anklicken, dann „Suchen“: Es erscheint (wahrscheinlich oben rechts) ein Feld, wo man einen Suchbegriff eintragen kann: eine Kapitelüberschrift oder eine bestimmte Seite. Dann auf „weiter“ klicken.

Ein Gespenst

Elke Meusel stellte die schwere Einkaufstasche auf den matschnassen Weg, schüttelte die Schneeflocken aus ihren langen, kastanienbraunen Haaren, nahm die Tasche wieder in die Hand und schleppte sich weiter bergauf. Das weite Maintal konnte man in dem dämmrigen Schneetreiben nur erahnen, aber Elke hatte jetzt sowieso keinen Blick dafür; sie wollte schnell nach Hause. Das Anwesen der Klübers war das größte des kleinen fränkischen Dörfchens Trieb, es lag etwas außerhalb, Richtung Lichtenfels, zur Karolinenhöhe hin. Ein schöner zweigeschossiger Fachwerkbau mit geschwungenen Andreaskreuzen, auf jedem Stockwerk der Frontseite vier Fenster, und nochmals zwei Fenster in dem steilen Walmdach, eingefügt in eine weitgeschwungene Fledermausgaube.

Als Elke den Hof erreichte, schob sie das große hölzerne, mit Schmiedeeisen beschlagene Tor auf; endlich fand sie ein wenig Schutz vor dem feuchtkalten Wind.

Der geräumige quadratische Hof war von allen Seiten umbaut: Die etwa zwei Meter hohe, aus Feldsteinen zusammengesetzte Mauer mit dem Tor im Süden, auf der Westseite das Haus und der geräumige Hundezwinger. Im

rechten Winkel hierzu, also auf der Nordseite, die alte, zum Teil umgebaute Scheune und Maschinenschuppen, im Osten die Stallungen, und dahinter, außerhalb des Hofes, große alte Obstbäume. Vom Wohnhaus – am besten natürlich von den Dachfenstern aus, aber, mit Einschränkungen, auch vom ersten Stock aus - konnte man nach Osten hin auf den tiefer liegenden Ortskern von Trieb sehen, aber auch teilweise, soweit die Scheune den Blick freigab, Richtung Norden aufs Maintal.

Die Klübers bewohnten von dem großen Haus eigentlich nur das Erdgeschoss, das aus sehr alten Mauern bestand, große Feldsteine mit einem Gurtgesims, in das die Zahl "1588" eingemeißelt war; der Fachwerkbau war offensichtlich erst viel später auf die alten Mauern gebaut worden.

Elkes Wohnung war im ersten Stock, mit dem gerade beschriebenen schönen Blick auf die Landschaft.

Sie hatte nun das Schmuckstück des Hauses erreicht - die Eingangstür mit dem herrlichen Rundbogen, der mit tiefer Kehle und Rundstäben profiliert war. In der Küche brannte schon Licht. Sie suchte nach den Schlüsseln, fand sie aber nicht, immer das gleiche; sie stellte die Tasche ab und

begann zu suchen. Plötzlich hielt sie inne... war da nicht gerade der Schatten eines Menschen in der Scheunentür aufgetaucht? Von den beiden Klübers war es keiner, sie waren in der Küche.

Unsinn, dachte sie.

Sie hatte ihre Mantel- und Hosentaschen abgesucht; wahrscheinlich war der Schlüsselbund, wie schon einmal vor zwei Wochen, tief unten in der Einkaufstasche.

Also musste sie sich mit den Händen ganz nach unten durchwühlen. Doch kaum hatte sie damit begonnen, schnellte sie nach oben. War da nicht wieder dieser Schatten... Ein Schatten mit einem weißen Bart... Konnte sie in diesem dämmrigen Schneegestöber überhaupt ihren Sinnen trauen? Zumal sie auch sehr erschöpft war. Lächerlich! Wer sollte da wohl in der Scheune sein? Sie bückte sich wieder zur Tasche; endlich fand sie die Schlüssel. Bevor sie aufschloss, schüttelte sie sich heftig, diesmal nicht nur wegen der nassen großen Schneeflocken.

Dieses alte Gebäude mit den vielen leeren Räumen und die sumpfig neblige, fast menschenleere Gegend drum herum erinnerte sie sowieso an englische Gruselgeschichten. Auch die Nähe der Klübers minderte dieses Schaudern ganz und gar nicht. Die beiden waren zwar meist freundlich. Aber

immer, wenn Elke ihre Gänsehaut bekam, erschien ihr auch das Verhalten des Ehepaares seltsam, das freundliche Lächeln maskenhaft, nette Gesten als Täuschungsmanöver. Wenn es Elke dann wieder besser ging, lachte sie selber über ihre Ängste. Und als sie nun die Küche mit den alten bemalten Bauernmöbeln betrat, redete sie sich ein, sie habe nur Gespenster gesehen, womit sie ihre Angst mit dieser sprichwörtlichen Aussage wohl etwas lächerlich machen wollte.

Karl Klüber ging Elke sofort entgegen, um ihr die Tasche abzunehmen. Er war in jenem Februar 1977 fast 71 Jahre alt, hatte trotzdem volle, dunkle Haare. Das Gesicht rund, die Backen etwas hängend, eine Bulldogge andeutend, die Hautfarbe eine Mischung aus grau und braun, wettergegerbt, tiefe Falten; der Mund hatte die Form eines geschwungenen Bogens, die Enden nach oben zeigend, so dass es aussah, als würde er immerzu ein wenig grinsen, wobei er keineswegs freundlich aussah, zumal die Oberlippe dünn wie ein Markstück, die Unterlippe dick wie ein Finger war. Wegen einer fortschreitenden Augenerkrankung konnte er schlecht sehen.

"Sie Ärmste", sagte er mitfühlend im fränkischen Dialekt mit Trieber Färbung, den wir hier nicht wiedergeben wollen, "bei

dem Sauwetter! Meine Frau hat schon Teewasser aufgesetzt... Aber eh' Sie Mantel und Stiefel ausziehen, möchten wir Sie noch um etwas bitten..."

Elke lachte. "Ich weiß schon, die Zentralheizung ist nicht nach Ihrem Geschmack; Sie wollen am warmen Ofen sitzen. Ich soll noch Holz holen." Kaum hatte sie dies gesagt, erbleichte sie, denn nun musste sie wohl in diese Scheune.

Karl Klüber nickte. Helene Klüber zog den Korb hinter dem Kachelofen hervor. "Danach essen wir zusammen Abendbrot, und Sie haben frei für heute."

Helene Klüber war 67, und sie hatte es mit dem Kreuz. Ihre vollen, bis zum Nacken reichenden, künstlich leicht gelockten Haare waren grau; sie sah aber trotzdem viel jünger als ihr Mann aus. Die Falten im Gesicht waren nicht so tief, aus ein paar Metern Entfernung kaum zu sehen, da konnte man sie leicht deutlich unter 60 schätzen, zumal sie Schminke sehr geschickt, nur nuancierend, einsetzte. Der Lippenstift – so etwas wie rötlich orange – wurde nur leicht aufgetragen.

Elke wagte keinen Einwand, bat nur um die große Taschenlampe, nahm den Korb, schaltete im Hof das Licht an, obwohl es noch nicht ganz finster war.

Die Holzscheite lagerten im offenen Teil der alten Scheune, wo sie ebenfalls das Licht anknipste und auch noch mit der

Lampe in jeden Winkel leuchtete. Die Tür zur Werkstatt stand halboffen... doch kaum hatte sie mit dem Lichtkegel der Taschenlampe zwischen die gestapelten Korbwaren gestochert, erschütterte ihr gellender Schrei den Hof. Sie rannte zurück zum Haus, wo zu gleicher Zeit Karl Klüber die Tür aufriss. "Was um Himmels Willen ist denn mit Ihnen los?" rief er.

Elke huschte an ihm vorbei, blieb aber im Flur stehen. "Da, da, da...", stammelte sie und zeigte Richtung Werkstatt. *Da ist ein Gespenst*, wollte sie eigentlich sagen. Jetzt kam ihr das aber schon wieder lächerlich vor, aber ihren Schrecken musste sie nun erklären. "Da in der Werkstatt stand... war gerade jemand", stammelte sie. "Ein alter Mann stand da!" Karl Klüber schlüpfte in seine Jacke, zog Elke am Ärmel auf den Hof; er musste sich dabei ziemlich anstrengen, erst auf halbem Wege gab Elke den Widerstand auf.

"Den uralten Typen schauen wir uns jetzt mal an!" verkündete er. Seine Stimme klang wie ein Befehl, und wahrscheinlich fasste er den Vorgang auch so auf. Er ging durch das geöffnete Tor der alten Werkstatt, das Licht hatte Elke bei ihrer Flucht natürlich nicht ausgeschaltet.

"Schauen Sie sich um, da ist doch niemand", sagte er in väterlichem Ton. "Aber kommen Sie, wir suchen alles durch.

Ich kenne alle Winkel, auch wenn ich schlecht sehen kann. Wo´s dunkel ist, leuchte ich mit der Lampe, und Sie schauen genau nach!" "Der wird jetzt gerade auf uns warten", erwiderte Elke schnippisch. "Der ist doch längst weg." Karl Klüber meinte freilich, man habe hier nicht viele Möglichkeiten, sich zu verstecken, wo der Mann gestanden habe, wollte er wissen. Elke zeigte hinter einen großen Stapel Körbe. Karl Klüber antwortete mit einem *Hm* und zog Elke in alle Winkel der Scheune bis hoch unters Dach.

Dabei hatte Elke das Gefühl, als spiele Karl Klüber mit ihr Theater, als wisse er genau, dass es den alten, grauen Mann gab, und zugleich, als wisse er auch, dass sie ihn bei dieser lächerlichen Suche nicht finden würden. Auch die Ehefrau tauchte auf und rief: "Das Abendbrot ist fertig... Karl, hört' endlich mit dem blöden Gesuche auf!"

"Misch dich da nicht ein!" funkte der Ehemann mürrisch zurück. "Du wirst den Tee doch noch ein Viertelstündchen warm halten können."

Sie fanden nichts, und Elke fühlte, wie ihr Chef sie nun mit kaum spürbaren Gesten als das kleine Dummerchen vorführte. Er half ihr zum Schluss sogar, die Holzscheite in den Korb zu legen. Als sie den vollen Korb ins Haus trugen,

ächzte er freilich sehr demonstrativ und klagte über seine Arthrose.

Beim Abendessen wusste Helene Klüber zu berichten, dass man sich in so einem großen Hof schon mal erschrecken könne, ansonsten war das Thema vom Tisch.

Helene Klüber erklärte, sie und ihr Gatte wollten am nächsten Morgen ganz früh nach Nürnberg fahren, den Sohn und seine Familie besuchen. "Da haben Sie morgen wenig zu tun, und Sie können auch etwas länger schlafen."

In zwei Tagen, Sonntagnacht, wollten die Klübers zurück kommen; es könne auch Montagfrüh werden. Frau Klüber gab ihr auch noch einen Zettel... was alles während ihrer Abwesenheit zu beachten sei.

Elke verabschiedete sich mit einem fast unmerklichen Knicks, ging zwei Schritte rückwärts bis in den Flur, drehte sich um und lief die Treppen hoch, in ihre Wohnung: Zwei kleine Zimmer, eine Kochnische, alte, mit Blumen bemalte Bauernmöbel, die wohl schon seit Jahrzehnten an ihrem Platz standen. Dusche und Toilette hatte man erst vor einem Jahr eingebaut.

Elke vermied es, Licht anzuschalten; sie stellte das Radio an und schaute lange aus dem Fenster, aber sie bemerkte nichts

Auffälliges. Sie blieb den ganzen Abend unruhig, und sie schlief auch schlecht.

Kurz nach fünf wurde sie wach. Im Hof hatte jemand eine Autotür zugeschlagen. Sie drehte sich auf die andere Seite, um weiterzuschlafen. Wieder das Knallen einer Autotür. Und dann noch einmal. Warum so oft?

Sie stand auf und schaute, hinter dem Vorhang versteckt, aus dem Fenster. Die Klübers hatten beide den Führerschein, aber auch beide dieselben Unarten, wobei der eine stets über den anderen meckerte. Nach dem Starten ließen sie den Motor immer laut aufheulen. Diesmal saß die Ehefrau am Steuer und fuhr mit überdrehtem Motor aufs Tor zu, und hier konnte man die nächste schlechte Gewohnheit beobachten (auch hier war es egal, wer von beiden gerade am Steuer saß): Anstatt das schwere, auf den Steinen schleifende Tor vor dem Abfahren zu öffnen, machten es die beiden genau anders herum, um dann erneut mit jaulendem Motor anzufahren. Aussteigen, Einsteigen, Tür zuknallen. Und gleich noch einmal dasselbe.

Elke seufzte. Gott sei Dank fuhren die beiden sehr selten so früh am Morgen weg. Sie fror, ging schnell auf die Toilette und schlüpfte wieder ins Bett. Jetzt war sie allein im Haus... wenn dieser graue Mann plötzlich wieder auftauchen würde...

Sie schüttelte sich, als könne sie so diesen scheußlichen Gedanken loswerden. Ja, was würde sie dann tun? Wie am Spieß schreien, natürlich, und dann? Sie konnte nicht wieder einschlafen, sprang aus dem Bett und setzte Kaffeewasser auf. Im Radio bat ein Sprecher um Aufmerksamkeit für eine Suchmeldung: Der 75jährige Johann Reuß sei vor einer Woche aus der Nervenlinik Bayreuth verschwunden. Ohne Aufsicht und Betreuung sei er völlig hilflos. Er benötige auch bestimmte Medikamente, sonst müsse er innerhalb von wenigen Tagen sterben...

Elke stand regungslos neben dem Kühlschrank, den sie eigentlich gerade hatte öffnen wollen. Nun gab der Sprecher die Personenbeschreibung: weiße Haare, wahrscheinlich weiße Bartstoppeln, blasses, faltiges Gesicht, graublau Augen, graue Steppjacke, graue Hose... es passte offenbar alles, wenn sie auch nicht die Augenfarbe und die Farbe der Kleidung hatte erkennen können. Obendrein hatte man auch noch erklärt, dass der Gesuchte sich vermutlich im Raum Lichtenfels-Trieb aufhalte... Wer Hinweise über den Verbleib des Gesuchten geben könne, möge sich bitte an die Klinik oder die nächste Polizeidienststelle wenden.

Elke war erleichtert. Damit war alles klar; sie musste nur noch die Treppe hinuntergehen und die Polizei anrufen. Sie warf

den Bademantel über, blieb dann aber vor ihrer Wohnungstür stehen. War ein geisteskranker Mann nicht genauso gefährlich wie ein Gespenst? Na ja, durch Wände konnte er wohl nicht gehen, und sehr kräftig konnte er auch nicht mehr sein, aber sicherlich unberechenbar. Man kann nicht wissen, wozu ein Irrer fähig ist. Nein, jetzt verließ sie ihre Wohnung lieber nicht, da wartete sie lieber noch, vielleicht bis acht, wenn es hell ist, das war wohl sicherer... auch wenn die Tiere unruhig wurden.

Etwa zwei Stunden später wurde dieselbe Suchmeldung nochmals durchgegeben. Nun gesellte sich zu der Angst etwas Neugierde... dass man einem solchen alten Mann so ein hilfreiches Interesse entgegenbrachte...

Draußen wurde es hell, und es schneite nicht mehr; sie beobachtete die Scheune - und mochte nicht glauben, was sie da sah. Der Schnee war weg, ja, es schien sogar Sommer zu sein. In der Werkstatt stand das Tor weit offen, und zwei junge Korbmacher saßen bei der Arbeit. Aber es wirkte alles seltsam starr, wie eine Fotografie, nicht ganz klar, wie ein altes, vergilbtes Foto. Sie presste die Hände vor die Augen, und als sie dann wieder hinaussah, war alles so wie zuvor: Die Werkstatt war verschlossen, dicker nasser Schnee lag im Hof und auf den Dächern, und dort, wo die Klübers am

Morgen mit dem Auto gefahren waren, sah man die nassen, von den Reifen gepressten Spuren im Schnee. Hatte sie eben mit offenen Augen geträumt? War der graue Mann gestern Abend womöglich auch so eine Erscheinung gewesen? Also doch so etwas wie ein Gespenst? Oder sollte dieses Bild mit den zwei Korbmachern sie aus der Wohnung locken? Sie spürte ein grusliges Prickeln am Rücken. Nein, sie würde jetzt auf keinen Fall hinausgehen.

Nun hätte sie es sich etwas gemütlich machen können, aber das gelang ihr nicht. Sie fand keine Ruhe, lief ständig hin und her, dabei knarrten die Dielen so laut (sonst war ihr das nie so aufgefallen), dass sie fürchtete, man könne ihre Schritte noch im Hof oder gar in der Scheune hören. Hin und wieder blieb sie hinter dem Vorhang stehen und schaute nach draußen.

Sie sah nichts Besonderes, aber kurz darauf hörte sie etwas, das sie erstarren ließ. Es klopfte an der Eingangstür unten... Dann wurde ihr klar, das war nicht ihr Hausgespenst. Sie schaute vorsichtig aus dem Fenster... ein Polizist! Sie lief langsam die Treppe hinab. Es klopfte wieder. „Herr Klüber! Sind Sie da?“ schallte es von draußen.

Sie kannte den Polizisten vom Sehen: Schwarze, glatte Haare, etwas korpulent, wahrscheinlich über 50. „Herr und Frau

Klüber sind verreist, die kommen Montag früh zurück... Was ist denn los?" "Wir suchen einen alten Mann, der aus der Nervenklinik ausgerissen ist. Wissen Sie, vor ungefähr 40 Jahren hat der hier gewohnt, das war sein Hof... Es könnte sein, dass er hier auftaucht..."

Elke stolperte ein paar Schritt zurück. "Was, der hat hier gewohnt?" rief sie. Der Polizist nestelte an seiner Briefftasche herum. "Haben Sie etwas Auffälliges bemerkt?" fragte er. Sie schüttelte heftig den Kopf. Er streckte Elke die Hand mit seinem Kärtchen entgegen. "Rufen Sie mich bitte sofort an, wenn er hier auftaucht oder wenn Ihnen etwas Verdächtiges auffällt!" Dann verschwand er mit einem *Grüß Gott*.

Elke zog die Arbeitsjacke an, nahm einen Brief aus dem Kasten, warf ihn auf die Treppe, und lief schnell in den Stall, um die Hühner und die Ziege zu füttern. Das Polizeiauto startete draußen, hinter dem Tor. Jetzt war es zu spät... hätte sie nur eine Andeutung über den unheimlichen Besucher gemacht - sie wäre das Problem los. Aber als der Uniformierte vor ihr stand, mochte sie ihn einfach nicht, und zugleich tat ihr plötzlich der Alte leid; in dem Moment war sie nicht in der Lage gewesen, ihn zu verraten – so kam es ihr jedenfalls vor. Als sie eine Viertelstunde später zurückeilte, kam die Angst zurück; sie bemerkte mit Entsetzen, dass sie

die Haustür nicht abgeschlossen hatte, und nun fiel ihr ein, dass auch die Tür zu ihrer Wohnung nicht abgesperrt war. Sie verschloss die Haustür, wieselte nach oben - doch als sie schwer atmend wieder ihre Wohnung erreichte, fand sie ihr Verhalten plötzlich wieder übertrieben. Ein alter Mann, der hier einmal gewohnt hatte... Sie fragte sich, wie er sich wohl fühlen mochte, den Gedanken hatte sie bisher gar nicht. Nichts zu essen, nichts zu trinken, keine Heizung, kein Bett. Wahrscheinlich hatte er auch nasse Füße. War es da nicht unsinnig, sich vor ihm zu fürchten? Sie überlegte, wo sich so ein Mensch, der das Anwesen kannte, verstecken würde. In den Kammern hinter den Stallungen? Oder in der Scheune im Stroh? Oder etwa hier im Haus?

Sie entschloss sich, einfach ihre Arbeit zu tun. Zuerst musste Schnee geschippt werden. Danach würde sie weitersehen. Ach so, der Brief, von diesem Jörg; sie wusste, was drin stand, es war immer dasselbe. Er kündigte an, zu welcher Uhrzeit er sie am Samstagabend zur Disco abholen würde. Alle 14 Tage dasselbe: Ein Disco Abend, anschließend - so zwischen zwei und vier Uhr morgens - ins Bett, immerhin, aber das war's dann auch schon, wenn man von dem gemeinsamen Frühstück am nächsten Morgen absah. Und die nächsten 14 Tage war er dann wieder verschwunden. Nur in

der Disco passten sie zusammen; sie sahen beide schmuck aus, tanzten zusammen, und bei sanfter Musik zeigte er sich, eng umschlungen mit seinem Mädchen, als romantischer Liebhaber.

Die Begegnung

Elke verrichtete ihre Arbeit so wie sonst immer, vielleicht etwas langsamer, weil sie ständig die ganze Umgebung beobachtete, auch nach Spuren suchte. Sie entdeckte aber nichts Verdächtiges.

Mittags kochte sie einen großen Topf pürierte Kartoffelsuppe, den konnte sie leicht aufwärmen, falls die Klübers nach ihrer Rückkehr noch etwas essen wollten. Als die Suppe fertig war, hatte sie eine Idee. Sie stieg die Treppe hoch und rief: "Herr Reuß, haben Sie keine Angst, ich bin allein im Haus, kommen Sie in die Küche, ich habe Suppe für Sie!" Auf den Dachboden wagte sie sich allerdings nicht, da war es an manchen Stellen so eng und so dunkel. Und in den Keller stieg sie auch lieber nicht hinab.

Nachdem sie das Suchen im Haus ohne Schaden überstanden hatte, ging sie in die alte Werkstatt, in die Scheune und in die

Stallungen und rief nach dem alten Mann. Es rührte sich nichts. Sie ging in die Küche zurück und begann, die Suppe zu essen. Es vergingen etwa zehn Minuten, da hörte sie etwas vom oberen Stockwerk herabtapsen. Da ganz oben war er also gewesen! Sie legte den gerade mit Suppe gefüllten Löffel auf den Teller zurück, presste die Hände vor die Brust und saß regungslos auf dem Stuhl. Sie stand langsam auf, schaute sich hastig um, zog einen eisenbeschlagenen Stiel aus dem Papierkorb, es war der Griff eines ehemaligen, zusammenklappbaren Spatens - schlich bis an die geöffnete Küchentür. Das Knarren kam von ziemlich weit oben, er war nun schon mindestens eine Treppe tiefer, wahrscheinlich kam er aus einer der beiden Dachkammern. Nein, die waren ja mit dicken, alten Schlössern verriegelt. Die Klübers hatten die nie geöffnet... Es schien endlos lange zu dauern. Dann sah sie ihn. Beide schienen wie erstarrt und standen sich wie versteinerte Figuren gegenüber. Der Alte sah entsetzlich aus: Die weißen Haare zerzaust, Backen, Kinn und Hals voller weißer Bartstoppeln, die Augen gerötet. Er trug einen dunklen, stark verschmutzten Mantel, also keine Steppjacke, wie in der Suchmeldung angegeben - und in der linken Hand einen Leinenbeutel, in dem Bücher zu sein schienen.

"Kommen Sie, essen Sie eine warme Suppe!" rief Elke mit bebender Stimme. "Sie brauchen keine Angst zu haben."
"O danke, danke", stammelte der Alte leise und kam ächzend die Stufen hinab. Elke ließ den Spatenstiel fallen, ging dem Alten entgegen und stützte ihn unter dem Arm; er stank fürchterlich. "Danke, ich danke Ihnen", wiederholte er mit brüchiger Stimme. "Das ist mein Haus, verstehen Sie. Ich will nicht in dieser Klinik sterben, ich will hier sterben..."
"Sie sterben noch lange nicht", sagte Elke schnell, "essen Sie erst einmal, kommen Sie. Sie müssen ja halb verhungert sein."

Sie führte ihn zum Tisch und gab ihm einen Teller Suppe. Der Alte tat ihr leid, und er tat ihr noch mehr leid, weil sie sich vor ihm ekelte; dieser beißende Gestank, und nun bekleckerte er auch noch seinen Bart. Sie legte ein paar Servietten auf den Tisch, das verstand er Gott sei Dank: Er wischte sich den Bart ab und schob den nur halb geleerten Teller von sich. Elke war gekränkt. "Schmeckt die Suppe nicht?" fragte sie. Der Alte schien sich zu erschrecken. "Nein! Nein! Die schmeckt gut!" Seine zuvor etwas zitterige Stimme klang nun fast normal, „Ich kann nicht mehr essen. Ich esse immer sehr wenig..."

Elke nickte höflich, glaubte ihm aber nicht so recht.

Sie beobachtete sich etwas im Spiegel, ja, sie wirkte ganz ruhig, obwohl sich ihre Gedanken in einer wilden Hetzjagd verhedderten. Was um Himmels Willen sollte sie jetzt mit diesem Menschen machen? Er wollte hier bleiben und sterben. Wie sollte das denn gehen? Wenn der Polizist nicht da gewesen wäre, würde sie den Alten nun ganz bestimmt für irre halten; nie hätte sie ihm geglaubt, dass dies einmal sein Haus gewesen war.

Sollte sie den Klübers alles erzählen? Das wäre wohl zu riskant. Klübers war in der NSDAP gewesen, und seit 1965 war er Stadtrat, und als solcher hatte er immer wieder betont, dass er stolz sei, deutscher Soldat gewesen zu sein. Elke war es immer peinlich, wenn er davon erzählte. Und die Polizisten vom benachbarten Staffelstein waren seine Freunde, der Chef der Polizeiinspektion war auch Stadtrat... O, nein, das arme alte graue Gespenst wäre verloren, wenn Klübers etwas erführe. Und dann kam ja noch hinzu, dass die Klübers in seinem ehemaligen Haus wohnten... Irgendetwas stimmte da nicht.

All dies dachte sie nicht in klarer Folge; die Gedanken brodelten in einem Gemisch aus gedachten Sätzen, Ahnungen und Ängsten, dann doch wieder vermischt mit der Frage, ob sie nicht doch verpflichtet sei, den Klübers alles zu erzählen,

doch wenn dieser Gedanke aufblitzte, fuhr ihr zugleich der Schrecken in die Glieder. Im Grunde wurde ihr damit erst klar, wie sie von den Klübers dachte, obwohl sie eigentlich gut behandelt wurde, und auch über die Bezahlung und die Wohnung konnte sie nicht klagen.

Während also dieser Johann Reuß nun doch noch ein paar Löffel von der Suppe schlürfte, begann sie sich damit abzufinden, dass sie diesen Mann in diesem Haus verstecken musste, es war eigentlich Wahnsinn... Der nun so eindeutige Gedanke verstopfte ihre Kehle, einen zweiten Teller Suppe – wie sonst immer – mochte sie nun auch nicht... Gab es wirklich keine andere Möglichkeit? „Wo waren Sie denn in der Nacht?“ platzte sie heraus.

„In der einen Dachkammer...“ Seine Stimme war nun wieder ganz leise und zittrig. Sie fühlte sich seltsam klamm... als würden ihre Gliedmaßen kalt und steif werden. Die Kammern waren seit Jahrzehnten verschlossen... mit großen schweren Vorhängeschlössern...

Der Alte hatte seine Suppe nun doch ganz aufgegessen und wischte sich mit zittrigen Händen den Bart ab. Die roten, entzündeten Augen wässerten ständig, ein trauriger, müder Quell, der in unzähligen Runzeln versickerte.

"Danke", sagte er leise, "danke... ich hab' schon lange nicht so gut gegessen." Sie freute sich, dass er seinen Teller ausgelöffelt hatte, tätschelte seine großen, knöchernen Hände und forderte ihn auf mitzukommen.

"Ja, ja," stammelte er. "Wohin denn? Wohin denn?"

Er kam allein nur langsam die Treppe hoch; sie stützte ihn.

„Ich will hier nur sterben“, stammelte er, „bringen Sie mich nicht in die Klinik zurück.“ Sie versprach, dass er bleiben könne.

„Wie sind Sie denn hier gestern unbemerkt hochgegangen?“ fragte sie. Er habe sich einfach langsam vorbeigeschlichen, erwiderte er; Sie waren alle in der Küche.“ Sie lachte etwas gequält... *Vielleicht war er doch ein Gespenst?*

Sie brachte ihn in ihr Zimmer; er bewegte sich sehr langsam und ziemlich wacklig, aber er konnte sich fast ohne Hilfe ausziehen und duschen. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie keine Angst mehr hatte. Es war einiges sehr rätselhaft, aber es war nicht mehr unheimlich. Nicht mehr ganz so unheimlich. Und sie ekelte sich nicht mehr, es schien alles ganz selbstverständlich oder notwendig zu sein. Sie zog ihm ein Nachthemd über, half ihm in ihren Bademantel und führte ihn zu ihrem Bett. Der Alte hatte bisher alles mitgemacht, was

blieb ihm auch anderes übrig. Nun aber sträubte er sich zum ersten Male.

"Ich... ich... ich kann doch nicht in Ihr Bett!" stotterte er.

"Meinen Sie, ich lasse Sie hier auf dem Fußboden schlafen? Kommen Sie, keine Widerrede. Ich finde hier im Haus genug Decken für ein Nachtlager."

„Da oben in der Kammer ist eine Pritsche“, sagte er. „Da will ich wieder hin... Ich will hier doch nur sterben.“

„Jetzt gehen Sie bitte in das Bett hier“, bestimmte sie. „In die Dachkammer gehen Sie nicht zurück, da ist es zu kalt!“

Der Alte murmelte einige unverständliche Worte, ließ sich aufs Bett sinken und schlief sofort ein. Sie lockerte den Gürtel seines Bademantels, rollte ihn etwas zur Seite, zog vorsichtig die Bettdecke unter ihm hervor und deckte ihn zu. Der Alte wurde wach, blinzelte durch die tiefen Runzeln, stammelte noch einmal *danke*; Sekunden später schien er wieder zu schlafen. Wahrscheinlich verstellte er sich und schläft noch gar nicht, dachte Elke. Oder doch, er schlief, sein Gesicht sah aus wie eine Totenmaske, der Mund halboffen, die Backenknochen überdeutlich unter der dünnen, gespannten Haut, und dann die Blässe. Sie starrte ihn an, nur wenn sie genau hinsah, bemerkte sie die fast unmerklichen Atemzüge. Er war immer noch so etwas wie ein Gespenst; sie sah ihn, er

war hier in ihrem Zimmer, in ihrem Bett, aber sie konnte es eigentlich nicht glauben. Und was würde erst sein, wenn die Klübers das alles wüssten!

Sie raffte die verdreckten Kleidungsstücke zusammen, brachte sie in den Keller und stopfte sie in die Waschmaschine. In der Wohnung der Klübers klaute sie einfach etwas Wäsche, das war sehr kühn, aber, so dachte sie, notwendig. Sie hatte eigentlich nur Zugang zur Küche, Bad und Wohnzimmer, wusste aber, wo der Schlüssel fürs Schlafzimmer versteckt war. Sie achtete darauf, keinerlei Spuren zu hinterlassen, weil dann das Risiko nicht allzu groß war. Die beiden stritten sich oft, wer was vom anderen verlegt hatte; auch Elke wurde hin und wieder beschuldigt. Bisher hatte man meist alles irgendwann wieder gefunden, das würde auch diesmal so sein, wenn vielleicht auch etwas später als sonst.

Dann ging sie ganz nach oben.

Am Ende der Treppe war eine Tür, dahinter Dämmerlicht, ein Korridor mit einem winzigen Dachfenster, auf der rechten Seite die zwei Dachkammern; sie knipste das Licht an... In

dem Schloss, das die Tür zur ersten Dachkammer versperrte, steckte ein Schlüssel - und das Schloss war geöffnet...

Also wenigstens war der Alte nicht als Geist durch die verschlossene Tür gegangen...

Sie war erstaunt, wie groß die Kammer war, eigentlich schon – infolge der Gaubenkonstruktion - ein kleines, lichtdurchflutetes Zimmer, etwa vier Meter lang, drei Meter breit, ein kleiner Tisch, ein Stuhl, ein geflochtener Schaukelstuhl, trotz Spinnweben und Staub als Prachtstück zu erkennen. Wahrscheinlich war er damals hier in der Werkstatt gefertigt worden... ein schöner alter Bauernschrank, eine Pritsche, daneben ein Nachttisch, etwas Geschirr, eine große Schüssel und ein großer Krug, darüber ein Spiegel, alles scheinbar uralt und verstaubt. Auf dem Boden dicker Staub, in dem der Alte Spuren hinterlassen hatte.

Er hatte die Pritsche tatsächlich benutzt. Hinter der Pritsche lag eine völlig verstaubte Decke; er hatte sie offenbar von der Pritsche entfernt und saubere, gut erhaltene Decken aus dem Schrank genommen. Sie legte die Decken sorgfältig zusammen und stapelte sie wieder in den Schrank.

Sie verriegelte die Tür, versperrte den Riegel mit dem Schloss und steckte den Schlüssel ein.

Als sie in ihre Wohnung zurückkam, saß der alte Mann auf dem Bett und atmete heftig mit schweren röchelnden Atemzügen. „Um Gottes willen, was ist denn passiert?“ rief Elke.

Es war gar nichts passiert, außer, dass der Alte plötzlich glaubte, Elke sei weggegangen, um die Polizei zu rufen, und nun musste sie wieder einige Male erklären, dass sie das nicht tun würde und dass er da bleiben könne. „Ich hab die Dachkammer wieder verschlossen“, sagte sie. „Wenn es draußen wärmer wird, kann ich Sie da gut verstecken. Aber woher hatten Sie denn den Schlüssel?“ Er lächelte. „Mein altes Versteck, ein kleiner Hohlraum in den Dielen...“

Elke sah dem Alten in die wässrigen Augen, nahm mit ihrer Rechten seine Hand, die Linke legte sie auf seine Schulter. „Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte sie sanft, „Sie sind hier zu Hause, ich helfe Ihnen, dass Sie hier zu Hause sein können.“

Seine Hand zuckte und wackelte heftig, sie umarmte ihn kurz und wandte sie sich ab, weil ihr ein paar Tränen aus den Augen kullerten.

Dann tat sie einfach, was notwendig war. Schneeschippen, abwaschen, und zwischendrin immer wieder nachschauen, was der Alte machte. Er schlief, und als die Abenddämmerung

begann, schlief er immer noch. Aber sehr unruhig. Er drehte sich von einer Seite auf die andere, gleichzeitig sah es so aus, würde er festgehalten werden – und als würde er schreien, aber er röchelte nur, dies allerdings ganz entsetzlich. Elke versuchte ihn zu wecken, was aber nicht gleich gelang. Sie schüttelte seine Schultern, er schien sich zu wehren, öffnete hin und wieder die Augen, aber er wurde nicht wach. Erst als sie seinen Namen in sein Ohr trompetete und ihn mit strenger Stimme aufforderte, wach zu werden, hatte sie Erfolg. Er rang nun allerdings so entsetzlich nach Luft, dass sie glaubte, sie habe eine Herzattacke bei ihm ausgelöst. Nach einigen Minuten hatte er sich aber beruhigt; er sah sie nur noch maßlos erstaunt an. "Sophie?" ächzte er, "wo kommst du denn her?" Seine Blicke jagten durchs Zimmer. "Und wie komm' ich hierher?"

War er vielleicht doch verrückt? "Ich bin keine Sophie!" erwiderte sie hastig. "Ich bin Elke Meusel! Ich bin die Haushälterin bei Familie Klüber. Gestern abend habe ich mit der Taschenlampe in die alte Werkstatt geleuchtet und Sie plötzlich gesehen. Ich hab' mich wahnsinnig erschrocken..." Sie hielt inne, als müsse sie den Schrecken noch einmal verdauen.

Der Alte starrte sie noch immer an. "Sie sehen aber aus wie Sophie. Meine Güte, Sie sehen aus wie Sophie!" "Ihre Fantasie geht mit Ihnen durch", sagte Elke. "Ich bin keine Sophie, sondern Elke Meusel, verstehen Sie?"

Er schien etwas sagen zu wollen, aber sie sprudelte weiter – dass die Klübers am frühen Morgen nach Nürnberg gefahren seien, die Meldung im Radio, dann der Polizist. Wie sie im Hause nach ihm gerufen habe, dann sei er die Treppe herunter gekommen. Ob er sich nun erinnere, fragte sie eindringlich.

Der Alte stützte sich mit großer Mühe auf die Ellenbogen. "Ich bin zu Hause", stammelte er, "ich bin zu Hause."

Seine Stimme war leise und brüchig. "Das Zimmer... die Möbel... Ich bin zu Hause... Und du hast dich auch nicht verändert, du siehst genauso aus wie damals!"

"Aber du siehst nicht aus wie damals!" schrie Elke, um fast im selben Moment ihre Hände vor den Mund zu schlagen.

Er richtete sich ächzend auf. "Ich träume doch wohl", sagte er, "das ist doch wohl ein böser Traum, die quälen mich mit diesen Spritzen... und diesen Elektroschocks..."

„Elektroschocks...“ flüsterte sie. „Das machen die heute noch?“ „Das weiß ich nicht“, erwiderte er, „bei mir ist es lange her...“ Seine tief liegenden Augen glühten, sie brannten auf

Elkes Haut, und sie bekam wieder Angst. Sie stand unwillkürlich auf und wich ein paar Schritte zurück... Er meinte wohl, hier stimme etwas nicht, und die Schuldige sei sie, Elke, die, wie er anscheinend glaubte, seine Sophie war. "Sie träumen nicht", sagte sie gefasst, "versuchen Sie sich doch einfach zu erinnern. Sie waren in der Klinik, und von dort sind Sie abgehauen, das war sicher nicht ganz einfach, hierher zu kommen, und Sie haben sicherlich entsetzlich gehungert und gefroren... Sie müssen sich hier in dem Haus sehr gut auskennen, Sie sind unbemerkt in eine der Dachkammern eingedrungen und haben dort übernachtet. Unglaublich, was Sie da alles geschafft haben, und das haben Sie alles nicht geträumt. Wie haben Sie es überhaupt von Bayreuth aus hierher geschafft, und das im Winter!" Er sagte nur: „Man hat mir etwas geholfen... hinten im LKW, mit dem Müll. Dann ein Stück mit dem Zug... nachts... in einem Laderaum...“

Elke bemerkte erleichtert, dass die Augen des Alten nicht mehr so unheimlich glühten und er ganz matt dreinschaute. Unten im Haus klingelte das Telefon. "Einen Moment", sagte sie hastig, "das sind bestimmt die Klübers". Sie eilte zur Tür, schaute noch einmal zurück. Der Alte hob einen Arm, als wolle er etwas sagen, was ihm aber offensichtlich nicht

gelang. O Gott, er sah elendig aus, den Mund halb offen, wie ein erstickter Hilfeschrei, der aus dem weißen Bartgestrüpp nicht herauskam. "Keine Angst", tröstete sie, auch ihre eigene Angst war nun ganz verschwunden.

"Ich sage niemandem, dass Sie hier sind, auch den Klübers nicht." Sie rannte die Treppen hinab und riss den Telefonhörer von der Gabel. Es war tatsächlich Karl Klüber; er kündigte die Rückkehr erst weit nach Mitternacht an. Sie solle bitte das Frühstück erst für neun Uhr vorbereiten. Ob etwas Besonders passiert sei? Sie erwiderte, etwas zu hastig, nein, nein, nichts sei passiert, es sei alles in bester Ordnung. Er bestellte noch einen Gruß von seiner Frau und legte auf.

... Etwas Besonderes passiert... sie hielt die Hand auf ihr Herz, weil es gar zu arg pochte. Die Klübers hatten bestimmt von der Suchmeldung im Radio gehört... Plötzlich fiel ihr der Polizist ein, den hätte sie erwähnen müssen! Einen Moment dachte sie daran, in Nürnberg anzurufen, aber das wäre wohl auch verdächtig. Jetzt würde alles, was sie dazu sagte, nur mehr schlafende Hunde wecken. Das Beste war wohl, dem Klüber nach seiner Rückkehr beiläufig von dem Polizisten zu erzählen. Der konnte ja auch nach dem Anruf vorbei gekommen sein.

Die Standuhr in der Klüberschen Wohnstube schlug Fünf, draußen war es schon dunkel. Elke stieg langsam die Treppen hoch. Nun hatte sie wieder Angst, als wäre der Alte ihr in harmloser Verkleidung erschienen ... und nun vielleicht hinter der Tür lauern... Aber er lag noch immer im Bett; schnarchte und schlief offenbar sehr tief.

Sie setzte sich in die Ecke, wo sie sonst immer Bücher las, und überlegte. Sie würde ihn einfach pflegen so gut und so lange es ging, das musste einfach klappen, denn die Klübers kamen nie in ihre Wohnung. Oder schnüffelten sie doch mal rein, wenn sie nicht zu Hause war? Sie wusste nicht, ob das Ehepaar noch Schlüssel für diese Wohnung hatte... Aber sie kamen sicher nicht... nicht gleich auf die Idee, dass dieser Johann Reuß bei ihr in der Wohnung war. Nein, auf diesen Gedanken würde keiner so schnell kommen, sie selber glaubte es ja kaum. Aber wie lange würde sie das Versteckspiel durchhalten? Ein paar Wochen? Monate? Oder gar Jahre? Was sollte sie tun, wenn der Alte erkrankte? Ihn etwa sterben lassen? Ihn an die Nervenklinik ausliefern? Jetzt kam erst einmal eine Nacht mit diesem Greis, dann der nächste Tag. Und wenn die Klübers doch herumschüffelten? Ah, so ein kleines Sicherheitsschloss für ihre Wohnung, das war sicher eine gute Idee, und wenn die Klübers das

merkten, konnte sie das ja mit diesem "grauen Mann" in der Scheune begründen, mit der Angst vor einem ungebetenen Gast. Als sie ihr Nachtlager bereiten wollte, fiel ihr ein, dass sie ein paar dieser Decken aus der Dachkammer holen könnte, und plötzlich hatte sie die Idee, auch den Schaukelstuhl in ihre Wohnung zu stellen. Sie zögerte, sie hatte Angst, noch einmal in diese Dachkammer zu gehen, und die Treppen waren schmal und steil, aber schließlich wagte sie es doch.

Der Wecker klingelte um halbsechs. Elke drehte sich auf die andere Seite, dabei merkte sie, dass sie nicht in ihrem Bett lag. Ach ja, der Alte nebenan... Aber hatte sie nicht trotzdem diese Nacht in ihrem Bett... Meine Güte, hatte sie das geträumt? Ein alter Mann war zu ihr ins Bett gestiegen... Der Alte... der alte Reuß war es gewesen... Sie war vor Schrecken und ganz verschwitzt in die Höhe gesprungen, hatte geschaut, ob die Tür zum Nachbarzimmer noch verschlossen war und hatte sich wieder in die Decken gerollt. Was hatte so ein Traum zu bedeuten? Sie kam nicht dahinter. Das konnte jedenfalls nichts mit ihren Ängsten zu tun haben. Nein, dass dieser alte Mann... Aber wenn er sich in den Wahn steigerte, sie sei seine Sophie? Sie sprang erschrocken hoch von ihrem

Deckenlager; sie musste irgendetwas tun. Zuerst schaute sie aus dem Fenster. Es hatte kaum geschneit, aber doch so viel, dass die frischen Autospuren zu sehen waren. Die Klübers waren also im Haus.

Sie hastete zur Tür, zögerte... aber was blieb ihr weiter übrig als diese Tür zu öffnen! Der Alte saß regungslos auf dem Bett. Fast hätte sie geschrien, sie kniff die Lippen zusammen, knipste schnell das Licht an. Jetzt sah er in dem weißen Hemd wenigstens menschlich aus. Also, der saß wirklich dort und war kein Gespenst. Tränen liefen über sein Gesicht, sie quollen aus dem entzündeten, müden Augenquell. "Guten Morgen, Herr Reuß", sagte sie leise, aber in einem fröhlich klingenden Ton, obwohl auch ihr ganz anders zumute war (aber etwas erleichtert war sie doch). "Was ist denn los, warum weinen Sie denn?"

"Ich konnte es nicht halten", sagte er mit zittriger Stimme. Sie hielt den Zeigefinger auf die Lippen und zeigte mit wippendem Finger nach unten, so etwa in Richtung der schlafenden Klübers. Er hielt die Finger der rechten Hand vor den Mund und schwieg. "Ich hab' noch geschlafen, da ist es passiert..." „Ist doch nicht schlimm“, sagte sie. "Das kriegen wir alles hin..."

Er wischte sich die letzten Tränen vom Gesicht, zog sich, auf Elke stützend, hoch, ächzte, schien aber nicht mehr ganz so unglücklich. "Sie wären auch eine gute Krankenschwester geworden", sagte er. Elke lachte. "Ich glaub´ s auch. Und wenn ich nachher die Klübers wiedersehe, werd' ich auch noch ganz schnell die Schauspielerei lernen müssen!"

Der Alte wollte nicht wieder ins Bett; sie half ihm beim Waschen und Anziehen, brühte Kaffeewasser auf und setzte sich neben ihn, um ihm etwas beim Essen zu helfen. Er sah nun viel besser aus als am Tage zuvor, wenn auch der weiße, wild wachsende Stoppelbart und die geröteten Augen noch den verwaehrlosten Flüchtling verrieten. Seine Hände zitterten, wenn er ein Brot oder die Tasse in die Hand nahm, und als etwas Kaffee auf den Tisch schwappte, wurde er wieder sehr verlegen. "Ich bin alt", sagte er, "ich bereite Ihnen große Schwierigkeiten. Erst passiert das mit dem Bett, und jetzt ist auch die Tischdecke dreckig." Und wieder sickerten Tränen durch die runzlige Haut. Seine Lippen bebten. "Wär' ich doch bald tot!" flehte er.

Elke war der Fleck auf der Tischdecke egal, sie hatte mit dem Alten etwas mehr reden wollen als am Tage zuvor, aber nun fühlte sie sich wieder völlig hilflos. "Machen Sie sich nicht dauernd irgendwelche Vorwürfe", erwiderte sie, "die Decke

hat doch sowieso schon Flecken, und das Bett beziehe ich auch ganz schnell, das kommt alles bei den Klübers in die Waschmaschine, das sind alles Kleinigkeiten."

Sie ertappte sich bei dem Gedanken, was sie denn tun sollte, wenn er noch allzu lange leben würde? Wie konnte sie so etwas denken? Aber sie dachte es doch, und um diese Gedanken zu verjagen, versuchte sie sich abzulenken; sie wedelte um ihn herum, versuchte, ihm jeden Handgriff abzunehmen, machte zwischendurch das Bett, wobei sie immer ein wenig redete, lauter kleine Banalitäten, auf die er kaum antwortete. "Sie können in meinen Büchern und den Zeitschriften lesen... Und wenn ich nicht da bin, können Sie sich auf dem kleinen Kocher da Kaffee kochen und sich was zu Essen nehmen... Haben Sie denn noch Verwandte?"

"Nein, habe ich nicht", erwiderte der Alte schließlich. "Aber ich weiß nicht, wo ich sonst hin soll. Ich will hier sterben, aber ich fürchte, ich mach' Ihnen soviel Unannehmlichkeiten."

"Es ist richtig so, dass Sie hier sind!" erwiderte Elke mit fester Stimme. "Irgendwie schaukeln wir das schon, Sie werden gar nicht mehr sterben wollen!"

Der Alte lächelte. „Leben aber auch nicht, kleines Fräulein, und erst recht nicht in so einer Klinik..."

"Sagen Sie bitte nie mehr kleines Fräulein zu mir! Und Sie müssen auch nicht in diese Klinik zurück, wenn ich sagen würde, ich pflege Sie..."

Der Alte zuckte zusammen, die Tasse, die er gerade zum Mund führen wollte, wackelte in der zitternden Hand derart, dass wieder etwas Kaffee überschwappte. "Sagen Sie niemandem etwas!" flehte er. "Sagen Sie niemandem etwas!" Elke kicherte, was war sie doch für eine gute Schauspielerin: "Keine Bange! Aber jetzt muss ich erst einmal zu den Hühnern und den Ziegen runter!"

Für den Stall brauchte sie am Morgen eine halbe Stunde. Als sie wieder das Haus betrat, roch es ganz fein, aber doch deutlich nach Tabakqualm. Sie hastete nach oben. Der Alte saß in dem Schaukelstuhl und rauchte Pfeife. Sie blieb regungslos in der Tür stehen. „O!“ rief sie – und wusste nicht weiter. Der Alte blies einen Ring in die Luft. „Das ist ja toll!“ sagte sie verblüfft. Er fasst dies als Kompliment auf, und er wiederholte das Kunststück, diesmal mit zwei Ringen. "Es freut mich, dass Sie sich wohl fühlen", sagte sie schnippisch. "Aber woher haben Sie denn die Pfeife und den Tabak?" Er machte nur "Hm" und blies wieder einen Ring in die Luft, fing dann aber an zu husten. „Es erinnert mich an bessere Zeiten“, krächzte er.

Elke seufzte. "Ich muss Sie jetzt leider an schlechtere Zeiten erinnern", sagte sie. „Man riecht den Rauch im ganzen Haus, und die Klübers rauchen nicht.“ Der Alte schien in sich zusammenzusinken, und als er anfangen wollte, den Tabak aus der Pfeife zu entfernen, rief sie, er solle das Pfeifchen nach Herzenslust genießen, es rieche sowieso, sie wisse schon, was sie den Klübers erzählen werde. In Zukunft müsse er aber auf der Toilette bei geöffnetem Fenster rauchen. Sie streichelte ihm über die Schulter. „Es geht nicht anders“, sagte sie.

Ihr Arbeitsraum am Morgen war vor allem die Küche der Klübers. Sie stellte die Heizung an und bereitete das Frühstück vor. An diesem Morgen war allerdings alles anders: sie spielte ein Theaterstück, zuerst in ihrem Zimmer, nun war die Küche die Bühne. Es gab freilich keinen Text, den sie auswendig lernen konnte, und keinen Souffleur, die Rollen mussten frei gespielt werden. Sie dachte wieder an die Pfeife und den Qualm. Wenn der Alte solche Utensilien dabei hatte, war seine Flucht offenbar gut geplant gewesen.

Bis zur ersten Begegnung mit den Klübers war es noch ein paar Stunden hin. Elke versorgte die Tiere, und da es wieder heftig zu schneien begann, fegte sie nochmals den Hof, wohl

wissend, dass die Klübers die Arbeitsgeräusche auch im Schlafe wahrnahmen. Die beiden tauchten erst gegen zehn Uhr in der Küche auf und Elke glaubte sofort zu erkennen, dass auch ihre beiden Gegenspieler ihre Morgenrolle anders auffassten als sonst. Er trug nicht, wie sonst, eine saloppe Hose und Pulli oder Flanellhemd, sondern, als erwartete er Besuch, dunkle Hose mit Bügelfalte und ein weißes Hemd, fehlte nur noch Binder oder Cordel. Und die Ehefrau hatte sich offensichtlich in Nürnberg von einem teuren Friseur aufdonnern lassen, sie hatte plötzlich blonde Haare, durch eine neue Dauerwelle weit mehr als sonst aufgeplustert, eine goldene Halskette und Armband, und das schlimmste: die Schminke. Roter Lippenstift – allzu stark aufgetragen. *Vorher haben Sie viel besser ausgesehen*, lag Elke auf der Zunge. "Wir machen erst einmal ein kleines Sektfrühstück!" erklärte Klüber fröhlich, "unser Sohn ist Abteilungsleiter geworden!" "Das ist ja toll!" schauspielerte Elke, "da gratuliere ich ganz herzlich!"

Karl Klüber schenkte drei Gläser ein, und sie stießen an. "Wir haben gestern natürlich ausgiebig gefeiert", sagte Klüber, und er erzählte von seinem Sohn, der in einem großen Kaufhaus nun Karriere mache, und schnell waren sie beim zweiten Glas. Fast hätte Elke vergessen, dass versteckte Rollen gespielt

wurden. Ob der Sohn nun tatsächlich Abteilungsleiter geworden war oder nicht, der Sekt hatte sicher den Zweck, ihre Zunge zu lockern. Sie musste auf der Hut sein! Das dritte Glas lehnte sie ab, sie vertrage nur sehr wenig Alkohol... und dann kam auch schon, wie nebenbei, erneut die Frage, ob am Tage zuvor irgendetwas Besonderes passiert sei? Elke schüttelte den Kopf und erzählte schnell einen Tagesablauf, wie er, ohne die Begegnung mit dem Alten, hätte sein können, diesmal allerdings mit dem Polizisten, an den sie, wie sie beiläufig erwähnte, gestern bei dem Anruf des Herrn Klüber gar nicht gedacht hatte. Später, nach dem Anruf, sei noch einmal einer in Zivil gekommen. Ein Polizist in Zivil, sie habe sich den Ausweis zeigen lassen, der habe mit seiner Zigarre einfach alles verqualmt... Jetzt musste sie aufpassen, dumm waren die Klübers nicht. "Was haben die denn alles gesagt?" wollte Klüber wissen, und er schien auf die Antwort zu lauern.

Elke erzählte, was der Polizist erzählt hatte: dass also der aus der Anstalt geflohene Reuß hier vor 40 Jahren gewohnt hatte. Sie verschwieg aber, dass der Polizist auch erwähnt hatte, Reuß sei Eigentümer des Hofes gewesen. „So, so“, wisperte Klüber, "der hat hier gewohnt? Vor 50 Jahren? Das

ist ja unglaublich... Und Sie haben nicht gesagt, dass Sie den Reuß gesehen haben?"

Elke riss ihre Augen auf und starrte Klüber so blöd wie möglich an. "Wieso soll ich den gesehen haben?" Jetzt meldete sich Helene Klüber in ihrem übelsten Keifton zu Wort: "Na, stellen Sie doch nicht so an, Ihr graues Gespenst am Abend vorher, das kann dann doch nur dieser Reuß gewesen sein!"

Elke schlug ihre Hände vors Gesicht, als wäre sie nun völlig überrascht und entsetzt. "Sie meinen, ich hätte da wirklich einen richtigen Mann gesehen?" rief sie. "Aber gestern meinten Sie doch, ich hätte mich getäuscht! Und wir haben doch alles abgesucht!"

Sie schaute die beiden Herrschaften mit ihren größtmöglichen, runden, braunen Augen an und spürte, dass sie gewonnen hatte. Jetzt hatte sie sich endgültig als das kleine Dummerchen etabliert, das den geschmeichelten Eheleuten alles glaubte. Helene Klüber tätschelte Elkes Hände und schaute dabei wie eine Mutter, die ihr Töchterchen tröstete. "Ja, wir haben auch erst gedacht, Sie hätten Gespenster gesehen, aber jetzt ist uns klar, dass Sie den Reuß gesehen haben!" sagte sie milde.

Karl Klüber neigte sich in vertraulicher Haltung über die Ecke des Tisches zu Elke hin, als wolle er ihr ein Geheimnis anvertrauen. "Ich glaube jetzt, dass Sie ein sehr gutes Wahrnehmungsvermögen haben. Ein verdammt gutes Wahrnehmungsvermögen! Der Reuß war wirklich hier, und er ist immer noch hier, jedenfalls hier in der Gegend, das spüre ich, gefangen haben sie ihn jedenfalls noch nicht, ich habe gerade vorhin die Polizei angerufen, aber dieser Geisteskranke hat tatsächlich auch etwas von einem Gespenst." Klüber hob die Hand wie zu einer Warnung, und er verdrehte die Augen. "Passen Sie auf!" sagte er mit scharfem Tonfall. Elke zuckte zusammen. "Sagen Sie uns sofort, wenn Sie etwas bemerken. Schreien Sie aus Leibeskräften, wenn er plötzlich irgendwo auftaucht!" Elke hatte nun wirklich Angst, wenn auch eher vor ihrem Gegenüber; sie wischte sich den Schweiß von der Stirn, und dann sagte sie, einem Geistesblitz folgend: "Und wenn ich erschrecke, wenn Sie plötzlich irgendwo vor mir stehen, wenn ich dann laut schreie?" Nun schaute Klüber, mit halb geöffnetem Mund, blöd daher und schielte zu seiner Frau hinüber, die ihre Nase nun spitz in die Höhe hielt. "Keine Bange", ließ sie vernehmen, "ich bin immer in seiner Nähe."

Klüber lachte laut und schlug Elke auf die Schulter – viel zu kumpelhaft, wie sie fand. Sie stand schnell auf, erklärte, sie wolle nun gleich einkaufen, das Wetter sei gut, der Schnee ziemlich weggetaut...

„Und der andere Polizist, der in Zivil, was wollte der?“ Sie war schon in der Tür, drehte sich wie beiläufig um und sah Klüber direkt in die Augen. „Der fragte nur, ob ich was Auffälliges gesehen hätte... Ich war etwas wütend, wegen dem Qualm, den der hier mit seiner Zigarre ins Haus blies, aber ich hatte ja nichts Auffälliges bemerkt, an die Gestalt im Schuppen dachte ich in dem Moment gar nicht, aber...“, sie zögerte einen Moment, „... aber Sie können ja die Polizei anrufen und sie darüber informieren!“

Verschlüsseltes Versteck

Helene Klüber hatte vielleicht etwas übertrieben, als sie zu Elke sagte, sie sei immer in der Nähe ihres Mannes. Aber was da wie Ironie klang, war zumindest ihr Wunsch, wogegen Karl Klüber sich aber nur selten wehrte. Nun aber wollte er sich ihrer Kontrolle entziehen, und auch er erwies sich hierbei als

hervorragender Schauspieler und Taktiker. Nicht etwa, dass er sich mit faulen Ausreden entfernte, im Gegenteil, er zog sich ins Wohnzimmer zurück, schwieg und ließ auf seiner Stirn dicke Kummerfalten schwellen, und zwar solange, bis die besorgte Ehefrau sich zu ihm aufs Sofa setzte, um ihn zu trösten. Darauf hatte er gewartet. "Mach' dir doch nicht so viel Sorgen um den greisen Reuß", sagte sie. "Der macht sowieso nicht mehr lange."

"Ich habe keine Ruhe, bis er wieder in der Klinik ist, oder bis ich weiß, wo er ist. Verstehst du, die Elke hat ihn gesehen, und dann haben wir die ganze Scheune abgesucht, praktisch jeden Quadratmeter, und draußen im Schnee waren auch keine Spuren. Das ist mir unheimlich."

"Was könnte er uns denn tun?" fragte Helene Klüber. "Er ist alt und klapprig, und das Haus gehört ihm schon lange nicht mehr. Und wenn er sich irgendwo rührt, kommt er zurück in die Klapsmühle. Der kann uns überhaupt nichts."

Karl Klüber erhob sich und lief in der Wohnung hin und her. "Ich weiß nicht... Er kennt sich hier in diesen Mauern vielleicht besser aus als wir. Wir haben ihn nicht entmündigt, damit haben wir nichts zu tun, aber wir haben sein Haus gekauft. Der Korda hat es mir spottbillig zugeschoben, du weißt ja, meine Zeugenaussage damals... Vielleicht will sich

Reuß für alles irgendwie rächen? Wir müssen herausfinden, wo er ist, verstehst du? Vielleicht tatsächlich die Polizei informieren, dass er hier gesehen wurde?"

Karl Klüber wusste, dass seine Frau so etwas nicht mochte. "Nein!" rief sie denn auch. "Wenn hier fremde Leute alles durchsuchen... diese Unordnung. Und wenn die ihn hier finden würden, und das kommt in die Presse! Stell' dir vor, da forscht einer nach, nein, nein... Und überhaupt, du übertreibst maßlos. Du weckst schlafende Hunde.

Wahrscheinlich hat er auch nur geguckt und ist dann wieder verschwunden. Der kann ja hier nicht wie ein Gespenst herumschweben, er muss essen, trinken, irgendwo schlafen, und auf ein Klo muss er auch!"

Karl Klüber hob abwehrend die Hände. "Ist ja gut, ist ja gut, du hast ja recht, du hast ja recht! Ich durchsuche zur Sicherheit aber noch mal alles, Scheune, Keller, den Dachboden..."

„Mach das“, ergänzte die Frau mit fester Stimme. „Wir müssten ja wenigstens Spuren finden. Wir glauben doch nicht an Gespenster, oder? Also, fangen wir an zu suchen!“

Eigentlich meinte Helene Klüber mit dieser Aufforderung nur ihren Mann, den aber das Jagdfieber ohnehin gepackt hatte, und nicht nur wegen des Greises, auch die junge

Haushälterin hatte er im Visier. Er redete sich nun ein, er müsse sie vor dem geisteskranken Ausbrecher schützen, vielleicht aber auch, weil er ihr trotz ihrer glaubhaften Auskünfte im Innersten misstraute. Und dann so ein dumpfes Gefühl, dass über die ganzen Jahrzehnte wie eine Saat im Boden dieses Anwesens schlummerte... Was war der Nährboden, aus dem nun quälende Gedanken wucherten? - gegen die er dauernd ankämpfen musste. Er hatte nichts damit zu tun gehabt, dass Johann Reuß im November 1935 entmündigt worden war, überhaupt nichts hatte er damit zu tun. Er hatte für Bürgermeister Korda vor Gericht gelogen, das war im Winter 1933 gewesen, na und, jeder wusste, die Aussage war falsch, auch der Richter hatte es gewusst, aber man brauchte die Aussage. Der Sohn vom Bürgermeister hatte mit seinem Motorrad einen Zigeunerjungen tot gefahren. Wegen eines Zigeunerjungen konnte der Manfred doch nicht bestraft werden. Und der Bürgermeister, wie hätte der als Vater da gestanden.... Nein, das war in Ordnung gewesen, gewissermaßen zum Wohle des Staates, gewissermaßen eine Pflicht. Danach war der Richter auch ganz sanft und freundlich zu ihm gewesen. Ja, und im Mai 1937 verkaufte ihm die Gemeinde dieses Anwesen zu einem sehr günstigen Preis, er wäre dumm gewesen, wenn er nicht

zugelangt hätte... 1931, in der Wirtschaftskrise, bei einer Zwangsversteigerung wäre so ein Preis möglich gewesen... Inzwischen hatte er auch Helene Korda geheiratet, die jüngere Schwester des Bürgermeisters.... Niemand hatte je behauptet, dass dieses Geschäft etwas mit diesen Dingen zu tun hatte. Nein, er hatte sich nichts vorzuwerfen, soviel er auch nachdachte. Aber warum zum Teufel musste er dauernd an diese alten Geschichten denken?

Nach etwa fünf Stunden hatte er alles durchsucht, wirklich in jeden Winkel geschaut. Am Schluss stand er vor den beiden Dachkammern. Es war überflüssig, da hinein zu schauen, aber jetzt kam es ihm absurd vor, dass diese Kammern über die ganzen Jahrzehnte verschlossen waren. Als sei da drin ein Geheimnis, dass zu Lüften Unheil bringen würde. Jetzt wollte er hinein. Er entschied dann aber, erst das passende Handwerkzeug zusammenzusuchen, um die Schlösser entfernen zu können, ohne die Türen zu beschädigen. Beim Hinuntergehen drückte er auf die Klinke von Elkes Wohnung – er wollte einfach überall reinschauen. Die Tür war verschlossen.

Helene Klüber saß am Schreibtisch über einigen Briefen. „Ich wollte auch in Elkes Zimmer schauen... ist abgeschlossen... schließt sie immer ab, wenn sie weggeht?“ fragte er.

„Ich weiß das gar nicht“, erwiderte sie, „ab und zu war ich in der Wohnung, aber da war sie immer zu Hause...“

„Hast du einen Zweitschlüssel?“

Sie verzog ihr Gesicht. „Da musst du nicht reingucken...

Wenn, dann mach ich das.“ Er machte sein gleichgültiges Gesicht. „Mir egal, aber hast du einen Schlüssel?“ Da müsse sie suchen, im Keller sei ein ganzer Karton voller Schlüssel, sie müsse alle durchprobieren.

Eine halbe Stunde später kam Elke vom Einkauf zurück, die beiden Klübers standen gerade im Eingang der Scheune, die Frau hatte nun doch beim Suchen geholfen. „Ich hab mir ein Sicherheitsschloss gekauft!“ rief Elke mit einem fröhlichen Klang in der Stimme. „Als Sie verreist waren, hatte ich so eine Angst bekommen, dass da jemand in meine Wohnung schleichen könnte.“

Helene Klüber klang ganz sanft, als sie zu bedenken gab, dass der Hauseigentümer im Notfall immer Zugang haben müsse. Elke hatte diesen Einwand erwartet, sie hatte überlegt und überlegt, ihr war nur eingefallen, die ganz Ängstliche zu

spielen, nur für die Zeit, bis man den unheimlichen Mann finden werde, wolle sie das Schloss verwenden, aber deswegen konnten die Klübers trotzdem einen zweiten Schlüssel einfordern... Plötzlich hatte sie den rettenden Einfall. Mit der gleichen unbefangenen Stimme sagte sie: „Ich tu den zweiten Schlüssel in einen Umschlag, und im Notfall können Sie rein!“

Sie schleppte die Einkaufstasche in die Küche, stellte die Tasche auf dem Boden ab, atmete heftig. Das war knapp gewesen. Natürlich meinte sie: Einen verschlossenen Umschlag... den konnten sie nicht so ohne weiteres aufreißen, wenngleich... ein Notfall ließ sich leicht erfinden, vor allem, wenn sie längere Zeit außer Haus war.. Es war also klar: Der Alte konnte nicht bei ihr in der Wohnung bleiben. Und eine der Dachkammern kam nun auch nicht mehr in Frage...

Sie räumte langsam die Sachen aus der Einkaufstasche. Und wieder sprang der Gedanke wie ein Ball aus ihrem Kopf: ... und wenn sie sie den Klübers einfach alles beichtete? Schließlich wollte der alte Reuß nichts weiter als hier in diesem Hause sterben... Und wie schon einige Male zuvor prallte der Ball an jene Mauer, die man die „harte Realität“ nennen könnte – prallte zurück und schlug wieder wie eine

Kugel in ihr Bewusstsein. Die Klübers würden sofort die Polizei alarmieren, zumindest Herr Klüber würde das tun, und der alte Mann müsste in der Klinik sterben.

Oben ging plötzlich die Toilettenspülung... Elke erstarrte vor Schreck, sie schaute durch das Küchenfenster – die Klübers kamen gerade über den Hof, blieben aber wieder stehen und redeten. Elke ließ alles stehen und liegen, rannte in den Keller, sie hatte dort in dem einen Regal ein altes Pinkelglas gefunden, aber vergessen, es dem Alten zu bringen. Das holte sie jetzt nach. Sie rannte nach oben, und sie war schon im Obergeschoss, als die Klübers das Haus betraten.

Der Alte lag im Bett, als sei nichts geschehen. Er richtete sich etwas auf und starrte auf das Glas in Elkes Hand. „Hab ich gerade aus dem Keller geholt“, sagte sie etwas verlegen. „Vorhin war ich in der Küche, da ging hier die Toilettenspülung. Das hört man durchs ganze Haus. Ich war in der Küche, die Klübers waren Gott sei Dank gerade im Hof. Sie müssen das hier benutzen, wenn ich nicht in der Wohnung bin.“ Er schwieg, schien sie nicht zu verstehen. „Na, wenn die Spülung geht, und die Klübers sehen mich irgendwo draußen, dann wissen die doch, dass hier jemand in meiner Wohnung ist!“

Sie schob das Uringlas unter das Bett. „Sie dürfen nicht die Toilettenspülung ziehen, wenn ich irgendwo draußen bin...“ Er rieb sich die geröteten Augen, stützte sich etwas und setzte sich aufs Bett, starrte auf den Boden, als stünde dort das Glas. Sie schwiegen. Elke rang nach Worten, aber sie fand keinen Anfang.

„Ich habe Kartenspiele“, sagte sie leise, „hätten Sie Lust auf ein Spiel?“ Er strich sich wieder über die Augen und schüttelte den Kopf. „Oder wollen Sie was lesen?“ Er schüttelte den Kopf. Er habe ja auch ein paar Bücher dabei.

Rauchverbot

Das Problem mit der Toilettenspülung hatten sie bald im Griff. Wenn sie wegging, stellte sie die Flasche auf den Klodeckel, so konnte der Alte nicht vergessen, dass die Spülung tabu war, wenn Elke nicht in der Wohnung war. Außer, wenn sie länger außer Haus war, dann musste der Alte selber daran denken, die Flasche wieder auf den Klodeckel zu stellen. Das große Geschäft war offenbar ein seltenes Ereignis, alle zwei,

drei Tage, der Alte aß ja auch sehr wenig. Zum Frühstück eine halbe Scheibe Brot, und vom einem Teller Suppe nur ein paar Löffelchen.

Elke hatte in der einen Woche, da der Alte nun in ihrer Wohnung war, alle Angst vor ihm abgelegt, aber dafür wuchs ständig die Angst vor Entdeckung. Der verschlossene Brief mit dem Schlüssel, den sie Frau Klüber zur Verwahrung gegeben hatte, schien derzeit die größte Gefahr. Plötzlich fiel ihr ein, es war Freitag, Discotag, das hatte sie in der Aufregung ganz vergessen, am Abend würde dieser Jörg kommen, um sie abzuholen. Sie spürte, dass sie gleich laut losheulen musste; sie lief eilig in die Scheune, kauerte sich in die hinterste Ecke, presste ihre Schürze ins Gesicht und wimmerte, bis keine Träne mehr floss. Sie stand auf, klopfte ihre Kleider ab, schaute auf die Uhr. Es war schon nach Fünf, die Klübers waren Gott sei Dank mit dem Auto weggefahren. Sie ging wieder ins Haus. Das Telefon... sie zögerte... legte den Hörer wieder auf. Sie setzte sich ein paar Minuten an den Küchentisch. Dann nahm sie – diesmal ohne zu zögern - den Hörer fest in die Hand und rief Jörg an. Es ginge heute nicht, erklärte sie, ihre Stimme bebte ein wenig; sie müsse wegen einer Familienangelegenheit nach München fahren, und

überhaupt habe sie keine Lust mehr zu so einer Beziehung. „Was? Spinnst du?“, schrie es aus der Muschel. Sie legte auf, blieb einige Sekunden bewegungslos stehen, nahm den Hörer wieder ab und legte ihn neben das Telefon. Sie atmete heftig, setzte sich wieder an den Tisch und schien zu erstarren. Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, da erhob sie sich vom Tisch, sich mit den Armen stützend, als gehorchten ihre Gliedmaßen nicht. Sie legte den Telefonhörer auf die Gabel und schleppte sich langsam die Treppe hoch. Der Alte konnte nicht in ihrem Zimmer bleiben, aber wo sollte er hin? Was sollte sie ihm jetzt sagen? Er lag auf dem Bett, war aber wach. Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich zu ihm. Lächelte, aber das quälte ihr Gesicht; ihre Haut war wie Pergament. Sie schwiegen; er stützte sich auf einen Ellenbogen, mit der anderen Hand wollte er die ihre fassen, sie streckte sie ihm entgegen, ihr fiel auf, er müsse gekämmt werden – er schaute sie mit seinen entzündeten, wässrigen Augen lange an, bis sie schluchzte, und dabei das Kinn an die Brust zog. Er ließ ihre Hand los. „In zwei Tagen ist alles vorbei“, sagte er mit leiser, aber fester Stimme. „Ich danke Ihnen sehr, Gott schütze sie.“ *Wieso in zwei Tagen alles vorbei sein sollte*, lag ihr auf der Zunge, aber sie sagte nichts, streichelte ihn über die Haarsträhnen, holte einen Kamm und

ging an, ihn zu kämmen. Er schloss die Augen und es sah aus, als wäre er sanft eingeschlafen.

Im Grunde hatte sie Feierabend. Die Sonne war hinter den Baumwipfeln versunken, es begann zu dämmern. Sie zog eine Jacke an, verschloss die Wohnungstür mit Schlüssel und Sicherheitsschlüssel, ging nach unten, räumte noch etwas in der Küche auf, schaute, ob mit den Tieren alles in Ordnung war und ging spazieren. Ein kurzes Stück auf der Landstraße, dann einen Feldweg, weiter den sanften Anstieg auf der Karolinenhöhe... sie sah weiter unten das Auto der Klübers heranzufahren... sie bog in einen anderen Feldweg ein, ging bis zu den drei Karpfenteichen... eigentlich hätte sie nun stundenlang laufen können, einfach nur laufen, über Felder, durch Wald, aber sie bekam schreckliche Fantasien, wenn sie zu lange wegblieb. Zum Beispiel, dass der Alte vergessen könnte, die Flasche wieder auf den Klodeckel zu stellen, dass er also aufs Klo ging und spülte – und wie die Klübers reagieren würden. Und sie käme zurück, die Polizei wäre schon da... Sie kehrte um, aber als sie zurückkehrte, waren dennoch anderthalb Stunden vergangen, viel zu lange... Sie bekam ein beklemmendes Gefühl, als sie sich dem Haus näherte, bei jedem Schritt schien ein Dämon schwarzen

Zement in ihre Seele zu gießen. Sie hatte Mühe mit der einen Stufe zur Eingangstür, sie polterte aber extra etwas herum, damit die Klübers sie bemerkten. Wenn etwas in der Luft lag, dann wollte sie gleich Gewissheit. Karl Klüber öffnete auch tatsächlich die Küchentür, aber er fragte nur, ob sie etwas mitessen wolle. Sie bedankte sich, sie wolle an diesem Tage nichts mehr essen. Sie seufzte und schaute die Treppe hoch. Kam dort oben das dicke Ende?

Der Alte saß im Schaukelstuhl, wippte ein wenig, die Dielen knarrten, also konnte der Stuhl dort nicht stehen bleiben, und nicht auf den blanken Dielen. Er hatte zum Fenster hinausgeschaut: Hinter den Stallungen die Kronen der alten Obstbäume, dahinter das leicht abfallende Land mit Feldern, jetzt aber nur eine große Schneefläche, und der Ortskern von Trieb... Er schaute zu ihr hin, die leere Pfeife im Mund. „Ist alles in Ordnung?“ fragte sie leise. „Ja, ja“, krächzte er, „aber meine Pfeife möcht´ ich mal rauchen!“ Sie lachte, die Hand an den Mund pressend. „Sie wissen ja, auf dem Klo“, erwiderte sie. „Im Frühling mache ich oft die Fenster auf, und dann rauchen Sie ihr Pfeifchen im Schaukelstuhl...“

Ob sie ihm etwas vorlesen könne, fragte sie. Sie solle sich doch keine Mühe machen, meinte er, an der leeren Pfeife saugend, sie habe genug Umstände mit ihm.

Aber sie wollte sich nun selbst die Zeit vertreiben, wenn sie nun schon den alten Mann bei sich hatte. Nach ein wenig Hin und Her einigten sie sich darauf, dass sie ihm aus der Bibel vorlesen solle. „Und morgen können wir Schach spielen“, sagte er zu ihrer Überraschung, „da oben in der Dachkammer... im untersten Schubfach von dem Schrank, da ist ein schönes altes Schachspiel, mit Ritterfiguren, das können Sie später holen.“ Sie wollte eigentlich antworten, sie könne kein Schach, und bis sie es lerne, würde es Wochen dauern... Aber er war anscheinend von einer Sekunde zur anderen eingeschlafen. Schach-Spielen war wohl nur ein Wunsch, den er aus alten Zeiten geschöpft hatte.

Unpassender Besuch

Sie schrie, fuhr in die Höhe. Sie war in dem Sessel eingenickt. *Sie war auf einem Baumstamm balanciert, Rechts und Links fast schwarzer Sumpf, an dessen Oberfläche Gasblasen zerplatzen. Plötzlich war der Baumstamm eine Riesenschlange...*

Sie atmete heftig, lief – Kreise ziehend – in der Wohnung herum, die Dielen knarrten. Der Alte war nicht aufgewacht, er

lag unbeweglich im Tiefschlaf. Sie lauschte an der Tür... ob ihr Schrei von den Klübers gehört worden war? Draußen näherte sich das Motorengeräusch eines langsam fahrenden Autos... Sie wusste sofort, das war Jörg... Der Motor wurde ausgestellt, eine Tür knallte. Sie schaute aus dem Fenster, im Hof brannte Licht, da kam er auch schon. Gott sei Dank brannte in ihrer Wohnung kein Licht, weil sie noch bei Tageslicht eingeschlummert war. Sie eilte wieder zur Tür, vergewisserte sich, dass sie abgeschlossen war... Was nun? Er war schon auf der Treppe... Er klopfte ziemlich stark und rief „Elke!“. Sie stand wie erstarrt. Er hämmerte nun mit der Faust an die Tür und rief: „Mach auf, ich weiß, dass du da bist!“ Er bluffte, das konnte er gar nicht wissen. Sie entschloss sich aber, ihm zu öffnen, weil sie die Klübers möglichst nicht hineinziehen wollte, wenngleich sie den Lärm nun schon gehört haben mussten. Sie entfernte sich leise von der Tür, um dann wieder mit lauten Schritten zur Tür hin zu stampfen, schaltete das Licht an und öffnete, einen schlaftrunkenen Blick spielend. „Bist du wahnsinnig“, sagte sie, und rieb sich die Augen, „so einen Lärm zu machen!“ „Ich muss mit dir reden“, erwiderte er mit etwas gedämpfter Stimme. „Du rufst an und sagst einfach, hast keine Lust mehr, einfach so, ohne Vorwarnung.“ Sie blieb in der Tür stehen,

die Klinke in der Hand. „Dass ich zu so einer Beziehung keine Lust mehr habe, hab´ ich schon einige Male gesagt. Du bist nie wirklich drauf eingegangen. Und jetzt kommen noch ein paar Sachen dazu, die ich mit mir alleine austragen muss.“

„Lass mich rein!“ forderte er.

Sie spürte, sie musste nun sehr entschlossen wirken. „Ich kann heut´ nicht“, sagte sie, „ich kann mich nicht hier hinsetzen und mit dir reden.“

„Dann gehen wir spazieren?“ Sie tat, als würde sie zögern.

„Das bringt heute nichts... also, ich verspreche dir, in 14 Tagen, da kannst du wieder herkommen, und wir machen einen Spaziergang, da reden wir noch mal. Da hat sich dann alles etwas gesetzt.“

„Da scheiß ich drauf!“ brüllte er, trat mit dem Fuß gegen die Tür, machte eine Kehrtwendung und polterte die Treppen hinunter. In diese Geräuschkulisse mischte sich nun das Knarren einer Tür. Karl Klüber war in den Flur getreten, hatte das Licht angeschaltet und starrte mit halb geöffnetem Mund dem jungen Mann entgegen. „Die Schlampe hat einen Typen da oben!“ schrie er, ohne Klüber anzusehen; riss die Haustür auf, schlug sie mit einem Knall zu; ein paar Sekunden später folgte der Knall einer Autotür und das Wutgeheul eines scheinbar zum Leben erwachten Autos.

Elke ging drei Stufen die Treppe hinab, blieb stehen und schaute Klüber ruhig an. „Ich habe mit ihm Schluss gemacht“, sagte sie. „Er sollte heute gar nicht mehr kommen.“ Klüber neigte den Kopf etwas nach unten und wandte sich ab als wolle er den Ausdruck seines Gesichts verbergen. Elke drehte sich mit einem Ruck um, ging in ihre Wohnung und verschloss die Tür. Sie lehnte sich an die Wand, schloss die Augen und dachte, eigentlich sei sie nahe an der Katastrophe gewesen. Es war wie ein Seiltanz... nein, viel schlimmer... Wie der Balanceakt auf der Riesenschlange im Sumpf...

Die Dachkammern

Am Samstag und Sonntag hatte Elke im Prinzip frei, jedoch war vereinbart, dass sie an solchen Tagen auch arbeiten konnte oder zu Arbeiten herangezogen werden konnte, wenn sie am Wochenende in dem Anwesen blieb und besondere Arbeiten anfielen. Die Stunden wurden angerechnet oder gesondert vergütet. Wenn sie bei der Zubereitung des Essens half, konnte sie mitessen. Die lautstarke Auseinandersetzung mit Jörg hatte sie die halbe Nachtruhe gekostet, und seine in das Haus hineingeschriene Behauptung, dass sie „einen

Typen“ in ihrer Wohnung habe, wollte nicht verklingen. Sie putzte den Flur und die Treppe, dabei ließ sie ihre Wohnungstür und auch die innere Zimmertür weit offen stehen; dem Alten hatte sie eingeschärft, ruhig im Bett liegen zu bleiben (und gleichzeitig versprochen, alle Viertelstunden nach ihm zu sehen). Als dann Karl Klüber mit einer Tasche voll Werkzeug vorbeiging, um endlich die Vorhängeschlösser an den Türen der Dachkammern zu entfernen, musste er einfach denken, dass niemand, der „einen Typen“ bei sich versteckt, die Wohnungstür so weit offen stehen lassen würde. Und tatsächlich machte Klüber einen kleinen, scheinbar unbeabsichtigten, linkisch wirkenden Bogen zur geöffneten Tür hin, stellte ächzend den Werkzeugkasten hin, blinzelte wie zufällig in die Wohnung, äußerte sein Wohlgefallen über Elkes fleißige Putzarbeit, und stampfte dann die enge Treppe zum Dachboden hinauf. Elke putzte die Treppe abwärts, und als später Klüber nach Elke rief, sie solle doch bitte mal hochkommen und auch seine Frau mitbringen, sah Frau Klüber im Zuge dieser Aktion endlich auch die weit geöffnete Tür zu Elkes Wohnung. Elke war die erste, die den Dachboden erreichte und die ihr wohlbekannte Dachkammer betrat. „Schauen Sie“, sagte Klüber mit lauter, entsetzt klingender Stimme, so dass auch die gerade herankommende

Ehefrau ihn verstehen musste, „seit Jahrzehnten nicht benutzt, sieht auch so aus, dicker Staub überall, sehen Sie, überall Spinnweben, aber viele sind zerrissen, und die Liege und das Tischchen... hier war jemand drin, vor kurzem war hier jemand drin!“ Inzwischen stand auch Frau Klüber in der Kammer und starrte auf die Liege. „Meinst du wirklich?!“ stieß sie heraus.

Klüber zeigte auf einige deutliche Spuren im Staub auf dem Nachttisch. Elke reagierte so hysterisch, dass sie kaum noch unterscheiden konnte, ob sie schauspielerte oder ihre Gefühle tatsächlich im Galopp mit ihr durchgingen. „Sehen Sie!“ kreischte sie, „der ist hier, und er kann durch verschlossene Türen gehen.... Vielleicht auch durch Wände!“

Sie griff mit den Händen an ihr Herz, wankte, als sei sie kurz vor der Ohnmacht, stammelte immer wieder, was für eine Angst sie nun habe, vergaß aber auch nicht mit einem herausgestammelten Nebensatz zu erwähnen, dass sie nun befürchte, dass das Sicherheitsschloss in ihrer Tür gar keinen Schutz bieten könne. Sie flüchtete laut schluchzend aus der Kammer, polterte die Treppe hinab, in ihre Wohnung, und schlug die Tür zu. Klüber hatte noch „Elke! So warten Sie doch!“ hinterhergerufen... Frau Klüber hatte ihn mit *Lass sie doch, lass sie doch!* beruhigt.

Die Wette mit dem Totengräber

Johann Reuß saß am Tisch und steckte die Blätter in einen Hefter. Sieben Seiten hatte er da mit großer Anstrengung hineingekritzelt, jetzt war er erschöpft und lehnte sich an dem Stuhl zurück. Er starrte ein paar Sekunden in die erkaltete Bohnensuppe. Elke würde enttäuscht sein, dass er die Suppe nicht gegessen hatte. Er konnte einfach nicht. Er hatte keinen Hunger, was sollte er auch noch essen. Aber wenn er sich in die Lage von Elke versetzte... die musste manchmal wohl ganz schön unter Druck sein. Wer weiß, was sie noch alles mit ihm durchmachen musste, das wollte er sich lieber nicht ausmalen. In der Klinik hatte er auch so eine junge, gute Fee gehabt, sie hatte ihm sogar ein bisschen bei der Flucht geholfen, o, nie durfte jemand ihren Namen erfahren. Und ein Arzt hatte einen Monat vor seiner Flucht ein Gutachten erstellt, dass er, Johann Reuß, geistig völlig normal sei. Da war auch erwähnt... nein, nicht direkt erwähnt, aber zu erkennen, wer an den Manipulationen der Krankengeschichte beteiligt gewesen war... Die Klinikleitung hatte sofort Gegengutachten in Auftrag gegeben, es war bald klar geworden, er hatte keine Chance, und der Arzt tauchte

dann nie mehr auf... Er streichelte den dicken Brief, erhob sich mühsam vom Tisch, nahm den Hefter mit den sieben geschriebenen Seiten, um ihn unter die Matratze zu stopfen, legte ihn dann aber wieder auf den Tisch. Er dachte an seine Fee; sie hatte das Gutachten kurz vor seiner Flucht geklaut und ihm gegeben. Er legte sich aufs Bett, spürte eine große, wohlige Müdigkeit...

Als Elke ins Zimmer kam, murmelte sie etwas über die kalt gewordene Suppe, stellte sie beiseite, nahm den Umschlag in die Hand und zog einen dicken Stapel Blätter hinaus... Ein Tagebuch, die erste Seite trug das Datum 31. Dezember 1974. Ob sie darin lesen durfte? Sollte sie den Alten erst fragen? Nein, die Hefte lagen da, als sollten sie gelesen werden, und das tat sie dann auch:

Endlich hat mir meine Fee einen Hefter und Papier besorgt. Ich werde nicht mehr lange leben. Daß es zu Ende geht, damit habe ich mich abgefunden, und auch, daß ich über 40 Jahre zu Unrecht als Geisteskranker festgehalten wurde. Nur möchte ich nicht in dieser Klinik sterben, und auch nicht als Geisteskranker.

Elke stand auf, ging zum Bett des Alten, legte die Hand auf seine Stirn, zog eine Tagesdecke über ihn, setzte sich wieder an den Tisch und las weiter.

*Über 40 Jahre ist das her, es war der Fastnacht
Dienstagmorgen des Jahres 1934, das war der 13.
Februar. In einem alten Bericht hatte ich mal vom
Aschermittwoch jenes Jahres gelesen, das war der 14.,
deswegen weiß ich auch das genaue Datum von jenem
Faschingsdienstag. Ich war 32 Jahre alt, zwei Jahre jünger
als dieses Jahrhundert. Später wusste ich nicht immer, wie
alt ich war. Aber ich konnte es immer ausrechnen: „...zwei
Jahre jünger als dieses Jahrhundert“ war fest in meinem
Bewusstsein verankert. Ein großer Teil meines
Lebensweges war im Laufe der Jahre in dieser Klinik
verschüttet worden – bis zum gestrigen Tage. Ich lag im
Bett, schlief anscheinend ein, und dann erschienen Bilder
wie Bruchstücke, die sich dann wie ein Filmschnitt
zusammenfügten. Es waren Bilder aus meinem Leben...
ein Zustand, in dem ich nicht wusste: träume ich oder bin
ich wach? Erst jetzt ist mir klar, dass das nicht real war.
Aber ein normaler Traum war das auch nicht. Eher ein
Rückfall in die Vergangenheit, eine Art Zeitverschiebung,
eine reale 3-D-Erlebniswelt. Mein Leben damals, als ich
noch ein junger Mann war...*

Ich sah einen jungen Mann durch den tiefen Schnee stapfen, und dieser Mann war ich... Ja, so fing es an mit dem „Film“. Ich war Betrachter, ich sah mich selbst wie in einem Film. Später schlüpfte ich selber in die Person, die da „mitspielte“... Diese Betrachtungsweise wechselte manchmal. Hier also sah ich mich zunächst von außen. Die scheinbare Kamera wurde aber immer näher an die Person, die ich war, herangeführt, bis ich irgendwann in der Person - die Person selber war...

Der Weg führte hinab ins Flußtal; hin und wieder piff ich nach meiner Schäferhündin Senta, oder ich warf einen Stock, den sie mit wildem Toben, Schnee hochwirbelnd, apportierte. Ich war an jenem Morgen mit meiner Stammtischrunde zum Frühschoppen verabredet, wie immer im Behringer´schen Gasthaus in Michelau. Wir wollten bis über den Mittag zusammenbleiben, es sollte ein „fetter Dienstag“ werden, Schweinskopfsülze sollte es geben, obwohl das nicht gerade mein Geschmack war... einen Schweinekopf auf den Tisch...

Die Sicht war durch weiß-graue Schleier behindert, und so konnte ich mich auch nicht so recht entspannen. Ich dachte an meine elende berufliche Existenz als Korbmacher, die Weltwirtschaftskrise hatte auch mich an den Abgrund

getrieben, so empfand ich es damals jedenfalls. Ich war verliebt in Sophie - und sie war offenbar auch verliebt in mich, weiß der Teufel warum. Sie war acht Jahre jünger als ich, und sie war die Tochter von Friedrich Berg, der die größte Korbwarenmanufaktur Deutschlands besaß. Sein Unternehmen hatte zwar auch die Krise gespürt, aber das ging vor allem zu Lasten der Arbeiter. Berg's Unternehmen begann schon wieder Speck anzusetzen. Das konnte ich von mir leider nicht sagen. Nein, das paßte alles nicht zusammen meine berufliche und finanzielle Situation, wie ich sie damals empfand... und die reiche schöne Sophie... wobei freilich klar war, daß die Eroberung der Schönen die berufliche Lage schlagartig verbessern würde. Aber eben dies schien ja kaum möglich zu sein, und wir verbargen ja auch unsere Beziehung vor Vater und Mutter Berg mit allen erdenklichen Mitteln.

Heute ist mir klar, daß ich vieles falsch gesehen oder empfunden habe. Denn ich war weitaus besser gestellt als viele andere: Ich hatte ja diesen Bauernhof, 40 ha Land drumherum, das meiste Wald, viele Obstbäume, zwei Ziegen, 20 Hühner. Das Geld war knapp geworden, ja, aber ich kam ohne wirkliche Not über die Runden. Das elende Gefühl kam wohl vor allem daher, dass ich wenig

Geld in der Tasche hatte, wenn ich Sophie heimlich traf, eine Art Minderwertigkeitsgefühl, das aus der dünnen Brieftasche kam. In Wirklichkeit war ich eigentlich noch wohlhabend. Als die Wirtschaftskrise vorbei war und die Immobilienpreise wieder stiegen, war mein Anwesen ein Vermögen wert. Und das sahen Berg und andere deutlicher als ich zu jener Zeit, obwohl das wohl seltsam klingt. Berg kannte mein Anwesen genau. Ein oder zweimal im Jahr kam er zu mir, weil ich ihm einen Teil der Scheune zur Lagerung von Waren vermietet hatte, für wenig Geld, nach heutigem Wert vielleicht so etwa 200 DM pro Jahr. Unser Umgang war freundlich, aber es war wohl so, dass er mich erst einmal nicht als Geschäftspartner sah, sondern eher als „Gefolgsmann“, der dankbar sein konnte, daß er Waren für ihn lagern durfte.

Ich habe wieder meinen Film vor Augen... Die Schneewehen wurden höher, trotz guter Ortskenntnis hatte ich Mühe, den Weg zu halten. Auch Senta verging das Vergnügen am Schnee; sie hüpfte ziemlich zaghaft neben mir her, und wenn sie einen kleinen Vorsprung schaffte, blieb sie stehen, schaute zurück und bewegte sich erst wieder vorwärts, wenn ich neben ihr war. Hin und wieder gab ihr einen freundschaftlichen Klaps, und sie sprang

weiter. Als ich die Landstraße überquerte, war ich schon fast eine halbe Stunde unterwegs, viel länger als sonst. Aber auf der anderen Seite der Straße, wo der Feldweg sich mit leichtem Gefälle fortsetzte, war der Schnee geräumt, und ich kam schnell voran. Jetzt bereute ich, daß ich nicht doch eine Stunde früher von zu Hause weggegangen war, ursprünglich hatte ich auf den Lichtenfelser Marktplatz schauen wollen - was die Marktfrauen an diesem Faschingsdienstag trieben. Aber der Weg war mir bei diesem Wetter zu beschwerlich erschienen. Ich erreichte die lange Holzbrücke, die über den Sumpf führte. Zwei Arbeiter räumten Schnee. Sie stellten sich jeder an eines der Geländer, um mich durchzulassen, und grüßten. Ich sehe ihre Gesichter noch ganz genau vor mir. Ich erwiderte den Gruß und blickte mit zusammengekniffenen Augen nach oben. „Der Himmel macht's Ihnen auch nicht gerade leicht“, sagte ich. Die beiden Männer lachten und einer rief hinterher, eigentlich meine es der Himmel ja gut mit ihnen, denn sie würden für die Arbeit bezahlt.

Die alte Holzbrücke gibt es heute noch, vor ein paar Monaten sah ich zufällig ein aktuelles Foto in einer Wochenzeitschrift. Sie führt erst über den Sumpf, der sich an jenem Tag nur durch schwarze Löcher in den großen

weißen Flächen zwischen den Schilffeldern verriet; dann ein Stück zwischen dichtem Buschwerk hindurch, und schließlich, über Treppen aufwärts führend, über den Main. Auch hier war geräumt und gefegt, nur die frisch gefallenen Flocken bildeten eine hauchdünne Schicht. Ich schaute zurück. Von Trieb war nichts zu sehen. Vor mir lag Michelau, das Behringersche Gasthaus war schon, teilweise von Bäumen verdeckt, zu sehen. Auf der Straße angekommen, pfiff ich kurz und scharf, und so wußte Senta, daß es nun mit dem Herumtollen vorbei sei. Nur wenige Leute waren zu sehen; einige schippten vor ihrem Haus den Schnee auf die schon meterhohen Schneeberge am Rande des Bürgersteigs. Ich grüßte, wechselte mit einem Bekannten ein paar Worte und erreichte schließlich das Behringersche Gasthaus. Ein prächtiges dreigeschossiges Gebäude mit verschiefertem Mansarddach, das Obergeschoß hatte sieben Fenster, und ein Fachwerk mit Rautenmustern. Die Sandsteinbalustrade der zweiseitigen Treppe war mit einer dicken überhängenden Schneekappe verziert, aber die Stufen selbst waren vom Schnee gesäubert. Ich klopfte mir die Stiefel ab, wischte mir den Rauhreif vom Schnurrbart, öffnete die schwere, mit Eisen beschlagene Eichentür des Gasthauses und trat ein. Es war wie ein inszeniertes

Timing, wie man heute sagen würde, in Wirklichkeit purer Zufall: Die Kirchturmuhre begann gerade zehn zu schlagen, ich war gewissermaßen punktgenau pünktlich. Meine vier Stammtischbrüder waren alle schon da; sie begrüßten mich lärmend und hielten dabei in der Rechten die fast noch vollen Bierkrüge. Sie trugen kleine Faschingshütchen, was ziemlich albern aussah. Es passte nicht zum Stammtisch, fand ich, obwohl mir klar war, dass ich das nicht hätte begründen können. Franz Behringer, der Wirt, mit 34 Jahren zwei Jahre älter als ich, er also genauso alt wie das Jahrhundert, schrie am lautesten, dabei rutsche das viel zu klein wirkende Hütchen fast über das linke Ohr. Sein rundes rotes Gesicht glänzte; an seinen schwarzen Augenbrauen hing eine Flocke Bierschaum. Ob ich bei Sophie noch einmal ums Haus geschlichen sei, rief er, und sein gewaltiger Bauch bebte beim Lachen. Ich warf meinen Hut geschickt auf den Kleiderständer und strich mir über die vollen dunklen Haare, um die wenigen Schneeflocken zu beseitigen. „Du sei mal ruhig!“ rief ich zu dem Wirt hin. „Du hast ja hier Monate lang mit hohlen Wangen herumgesessen, bis die Lotte sich endlich deiner erbarmt hat...“

„Du lügst ja schon, bevor du gesoffen hast!“ entgegnete der, lachte laut, schaute sich dann aber doch ein wenig

ängstlich um, ob seine Lotte den Wortwechsel gehört hatte. Außer drei alten ruhigen Männern am andern Ende der Fensterreihe war aber sonst niemand im Raum.

Franz Behringer schien noch etwas sagen zu wollen, trank dann aber doch lieber nur von seinem Bier. Dafür half ihm nun der jüngste der Vier, der Schorsch, also der Georg Bichler, 27 Jahre alt und Frisörmeister: „Unser Jo verträgt doch nicht viel, der ist doch noch von letzter Nacht besoffen! Und da hat er wieder mal vergessen, daß die Familie Berg eine Nummer zu groß ist für ihn ist, außerdem ganz und gar katholisch. Keine Chance, sag ich! Keine Chance!“

„Du Neidhammel!“ rief ich. „Paß du lieber auf, daß du nicht soviel säufst, sonst wartet das Frauchen nachts mit der Holzrolle hinter der Wohnungstür!“

Alle lachten. Ich hängte den schweren Lodenmantel auf, öffnete das Jackett, lockerte den Binder und setzte mich an den großen runden Eichentisch. Georg ließ aber nicht locker. „Und du“, erwiderte er gelassen, während er mir auch so ein Hütchen auf den Kopf zog, „du wärst wohl froh, wenn Sophie mit einer Holzrolle auf dich warten würde... Du triffst sie aber immer nur Donnerstagnachmittag beim Einkaufen. Seit einem Jahr kommst du da keinen Schritt weiter, und der große

Platzhirsch, der feine Herr Korda, schleicht auch noch um sie herum!“

Das war nun aber zu viel, erstens, weil ich ohnehin nicht öffentlich über Sophie reden wollte, und zweitens – und das wusste jeder in dieser Runde - , daß ich krank vor Eifersucht wurde, wenn der Name Korda fiel. Ich zupfte wütend an dem Hütchen herum, drauf und dran, es vom Kopf zu reißen, doch dann erschien Lotte, die, wie immer, die Runde bediente - als Kätzchen verkleidet, was ihr sehr gut stand. Ihr Hut war größer und mit schwarzer Bommel auf der Spitze, farblich passend zu der Katzenschminke; sie servierte mir das Bier. Franz Behringer hatte währenddessen die Augenbrauen zusammengekniffen und schaute den Schorsch streng an. Der verstand und hob schnell sein Glas, damit alle auf mich anstießen. Ich fühle es noch heute, wie dieses Bier die innere Glut, die gerade vor der Explosion gewesen war, schlagartig abkühlte. Plötzlich fühlte ich mich wieder wohl in dieser Runde, es hatte etwas Familiäres. Wir waren wie ein Quintett, und wenn Mißtöne auftraten, dann war der Gleichklang schnell wieder hergestellt. Senta half dabei fleißig mit; sie ging reihum und ließ sich von jedem streicheln. Zum Schluß setzte sie sich neben mich. Ich stopfte gerade meine Pfeife, legte sie nun aber auf den Tisch, um die Hündin ausgiebig

zu kraulen. Lotte servierte mir das zweite Bier. Gleich darauf zauberte sie für jeden von uns das Bauernfrühstück auf den Tisch, offensichtlich mit mehr Eiern und Speck unterlegt als sonst. Ach nein, Franz aß diese Runde nicht mit. Er wollte seinen gewaltigen Bauch etwas verkleinern und sich hin und wieder beim Essen und Trinken zurückhalten. Auch mir war nicht ganz geheuer, da ja noch der Schweinekopf auf dem Programm stand. Nun begann Berthold zu sticheln. Berthold Stenzlein, der schwarzlockige Tischler, wenige Tage zuvor war er 30 geworden... Er fragte den Franz, ob er denn die Fastenzeit schon vorgezogen habe und ob Lotte ihm diese Last auferlegt habe. Franz zog seine Mundwinkel weit nach unten, keiner von uns nahm die Fastenzeit beim Wort, also was sollte man da antworten... Als Lotte dann aber aufstand, um einen der Gäste zu bedienen, fauchte sie im Vorbeigehen Berthold dermaßen heftig an, daß ihm ein Stück Röhrei aus dem Munde fiel. Einen Moment lang war Stille, nur das Ticken der Standuhr war zu hören, zwei oder dreimal tickte sie, dann brüllten wir los vor Lachen, ich glaube, die Lautstärke war Stammtischrekord. Senta war die Leidtragende; bei dem Spektakel wurde ein volles Bierglas umgeworfen und durchnässte ihr Fell.

Als die Kirchturmuhren dreiviertel zwölf schlug, drehte Lotte den Bierhahn zu. Dies war sonst immer der Punkt, an dem ein Streit mit dem mehr oder weniger betrunkenen Ehemann begann, bei dem sie aber stets die Gewinnerin blieb. Diesmal war es etwas anders, weil es an diesem „fetten Dienstag“ ja noch eine zweite Runde gab. Lotte und Franz sollten das Mittagessen vorbereiten und wir anderen konnten die Stunde nach Belieben nutzen. Wir süffelten also gerade an den letzten Tropfen Bier, als baldende Kinder die schwere Tür aufdrückten und schrien: „Der Tod! Der Tod!“ Sie kreischten, als wären sie entsetzlich erschrocken und huschten weg.

Bevor die Tür wieder ins Schloß fiel, zwängte sich der Totengräber Friedrich Lindt durch den Spalt und lief quer durch die Gaststätte. Ohne seinen alten abgetragenen Mantel auszuziehen, den speckigen Schlapphut tief ins Gesicht gezogen, setzte sich dieser Mann an das finsterste Ende der Theke und bestellte bei Lotte, die soeben durch die hintere Tür hereinkam, einen doppelten Korn. Er bezahlte sofort und kippte den Schnaps mit einem Schluck hinunter. Friedrich Lindt war wohl gut 60 Jahre alt, vielleicht auch schon 65; der tief ins Gesicht gezogene Schlapphut verbarg sein zerfurchtes Gesicht, man sah nur die grauen Bartstoppeln. Er wurde von den Leuten kaum je beachtet,

und das wäre wohl auch diesmal so gewesen, wenn nicht Schorsch in seinem Suff die Frage hochgespielt hätte, wie dieser alte schwächliche Mann in der kalten Jahreszeit seinem Beruf als Totengräber nachkommen könne; die Erde sei doch im Winter viel zu hart, um von so einem Männlein aufgebrochen zu werden.

Der Totengräber war ein scheuer Mann. Aber war dieser Mann in der Gaststätte wirklich der Totengräber? Es ist ja seltsam genug, daß er jetzt nach 50 Jahren in diesen filmähnlichen Bildern wieder vor meinen Augen in dieser Gaststätte auftaucht, doch diese Bilder sind mit dem Gefühl vermengt, der Totengräber sei eine Maskerade gewesen. Der Bürgermeister und Pfandhausbesitzer Heinz Korda war dafür bekannt, daß er sich in der Faschingszeit gern in den verschiedensten Verkleidungen unters Volk mischte, ja, daß er ein Meister von Maskeraden gewesen sei. Heute werde ich den Gedanken nicht los, daß der vermeintliche Totengräber Korda gewesen war. Auch wenn Korda einen Backenbart trug und der Totengräber Lindt nur Bartstoppeln. Ich traue dem Korda zu, dass er den Backenbart im Alltag als Maskerade trug und sein Auftritt ohne Maske dann als Maskerade diente... Vielleicht war er zur Zeit der Stammtischrunde dorthin gekommen, weil er

mich, den Nebenbuhler, bei einer politischen Äußerung ertappen und denunzieren wollte? Das gelang ihm nicht, aber wenn es tatsächlich Korda war, dann gingen wir ihm auf ganz andere Weise in die Falle... Aber nun zurück zu meinem „Film“, dieser nacherlebten Realität – und hier, in dem Nacherlebten, in dem „Film“, dachte ich überhaupt nicht an Korda. Diesen Gedanken mische ich erst beim Aufschreiben des Nacherlebten bei, mit dem Bewusstsein, daß ich gar keinen handfesten Beweis dafür habe, nur vage Gefühle...

Schorsch hatte dem Totengräber also zugerufen, die Erde sei doch im Winter für ihn viel zu hart. Der Mann steckte diese Bemerkung wortlos weg, es wusste ja ohnehin jeder, wie man gefrorene Erde auftaut. Statt zu antworten, bestellte er noch einen Korn. Nun begannen meine vier Stammtischbrüder nur noch mehr über ihn zu spotten. Man rätselte scherzhaft, ob er noch genug Kohlen hätte, um auf den aufzugrabenden Grabstellen Feuer zu machen oder ob der Teufel ihm wohl etwas spendieren würde. Im Übrigen sei er doch ein armer Tropf, zu dem die Leute erst kämen, wenn sie schon tot seien.

Nun wurde Berthold ganz wild. Er kratzte sich nervös über sein Kinn und bot mit schriller Stimme einen Vertrag an:

Der Totengräber solle uns, die Stammtischbrüder, innerhalb eines Jahres unter die Erde bekommen. Die Kirchturmuhre begann gerade zwölf zu schlagen; der Totengräber erhob sich von seinem Platz und knöpfte im Gehen umständlich seinen Mantel zu. „Es ist gar kein Vertrag notwendig“, erwiderte er mit leiser, brüchiger Stimme, „ich krieg’ euch sowieso alle.“

Auf der Türschwelle wandte er sich noch einmal um. Die Klinke in der Hand, scheu auf den Fußboden schauend, das Gesicht im Schatten des Schlapphutes, sagte er ebenso leise wie zuvor: „Bis zum nächsten Faschingsdienstag begrab’ ich euch alle.“

Dann klappte die Tür zu, und man sah noch kurz seinen Schatten im Fenster zur Treppe hin. Nun gingen mit Michael die Pferde durch. Michael Oltsch, der 28 Jahre alte ledige Kaufmann... Er strich sich mit dem rechten und linken Mittelfinger hektisch über seinen Oberlippenbart, als wolle er sein Mundwerk aufladen, sprang in die Höhe, so daß sein Stuhl auf die Dielen schlug, stolperte hinterher, riß die schwere Tür auf und schrie dem Friedrich Lindt hinterher: „Totengräber! Die Wette gilt!“

Er schnaufte zufrieden und setzte sich wieder an den Tisch. „Lotte! Noch’n Bier!“ rief er übermütig.

Jetzt erst bemerkte er den wütenden Blick der Wirtsfrau, und er erstarrte mit dem erhobenen, leeren Bierseidel in der Hand wie auf einer Fotografie. „Na, was iss’n?“ fragte er verblüfft. Statt einer Antwort warf Lotte ihre langen schwarzen Haare zurück und schaute nun zu ihrem Mann. „Und du machst da auch noch mit!“ schimpfte sie. „Ihr habt wieder zu viel getrunken. Und weil ihr nichts mehr bekommen habt, obwohl nur für ein Stündchen, aber weil der alte Mann jetzt ein Gläschen trinken konnte, habt ihr euren Ärger an ihm ausgelassen; man muß sich ja schämen!“

Franz Behringer knickte fast unmerklich in sich zusammen, streckte sich aber gleich wieder. „Ach, Lotte! Lottchen, mein liebes Lottchen! Es ist doch Fasching, der letzte Tag vom Fasching! Was soll’s!“ Dabei streckte er beide Hände in die Höhe und schüttelte sie vor und zurück. Einer der alten Männer vom hinteren Tisch rief nach Lotte, und sie ergriff schnell drei schon gefüllte Bierseidel, um sie zu den Gästen zu bringen. „Fasching oder nicht“, raunte sie im Vorübergehen, „betrunken seid ihr immer abscheulich!“

Es war ein eigenartiger Film. Die „Kamera“ war plötzlich wieder in Aktion, sie entfernte sich von mir, „filmte“ die Szene. Ich sah die Stammtischbrüder, ich sah den Mann,

der ich war, aber obwohl ich außerhalb meiner selbst war, spürte ich, was der Mann, der ich war, fühlte. Mir hatte sich bei diesem Wortwechsel die Kehle zusammengezogen. Ich fühlte mich wie ein Schauspieler in einer Rolle, die er nicht mehr mochte. Ich meine: Der Mann damals, der Mann, den ich jetzt wie einen Schauspieler sehe, der Mann, der ich war, fühlte sich in jener Stunde in einer nicht ganz passenden Rolle. So ein Stammtischgeschwafel mochte ich nicht, und dieses Gefühl weitete sich aus: die Saufgelage, die ganze Atmosphäre. Und zu Sophie passte diese Atmosphäre schon gar nicht. In diesen Minuten erschien die Runde wie ein Keil in meinem Leben. Nein, ich war nicht geisteskrank. Ich war nie geisteskrank. Aber manchmal spielt das Leben schizophrene Szenen. Dafür musste ich später bezahlen.

Ich sah mich erstarrt auf meinem Platz. Ich schämte mich, weil ich den alten Mann nicht in Schutz genommen hatte. Dies hätte mir gut angestanden, hätte wohl noch nicht einmal Mißstimmung erzeugt, denn die Freunde nannten mich manchmal den Philosophen; ich galt als belesen und konnte Briefe aufsetzen, wenn ich auch manchmal dafür bespöttelt wurde. „Es ist so oder so eine schlechte Wette“, hörte ich mich sagen. „Was kriegen WIR denn, wenn wir

*gewinnen?“ Lotte stieß einen kurzen, hohen Laut aus.
„Euer Leben, ihr behaltet euer Leben.“*

Katerfrühstück

Elke legte ein Lesezeichen in die Blätter und faltete den Hefter zusammen. Das Lesen dieser Schrift war sehr anstrengend, auch wenn sie sich langsam daran gewöhnte. Und außerdem musste sie erst verdauen, was sie da gelesen hatte. Was beschrieb dieser alte Mann da eigentlich? Fantasien? Halluzinationen? Tatsächliche Geschehnisse, die während eines Dämmer schlafs wieder vor seinen Augen abliefen? War das etwa seine „Geisteskrankheit“? Sie hörte ihn seufzen, er hatte die Augen geöffnet und versuchte, sich etwas aufzurichten. Sie sprang zu ihm hinüber und half ihm, sich im Bett aufzusetzen. „Geht es ihnen gut?“ fragte sie hastig. Er antwortete nicht, griff zittrig nach ihrer Hand. „Sie brauchen einen Arzt“, sagte sie, „was soll ich denn machen, wenn Sie Schmerzen bekommen?“ Er winkte schnell ab. „Keine Bange, in der Klinik hab’ ich von meiner Fee heimlich Medikamente bekommen, da konnte ich

einen Vorrat ansammeln, sogar etwas Morphium... Aber keine Psychopharmaka!“

„Ich habe einfach Angst“, klagte sie, „ich werd’ mit den Problemen hier vielleicht nicht fertig. Wenn Sie hier in ein normales Krankenhaus kämen, würde Sie doch niemand wieder in diese Nervenklinik stecken, warum denn? Und da würden Sie von Ärzten betreut werden. Und ich würde Sie fast jeden Tag besuchen!“ Sie war von Wort zu Wort leiser geworden, die Sätze verliefen wie ein Rinnsal im trockenen Sand. Sie wusste doch längst, dass solche Aussagen Unfug waren, trotzdem waren sie wieder herausgerutscht – und richteten nur Schaden an. Der Alte kämpfte um Atemluft wie ein Asthmatiker. „Jetzt denken Sie wohl, ich will Sie loswerden!“ jammerte Elke, „das stimmt überhaupt nicht. Ich habe nur Angst!“

Freilich schien der alte Mann noch weit größere Angst zu haben. Elke versuchte, ihn so zu legen, dass sich sein Atem wieder beruhigte. Endlich konnte er, wenn auch mit großer Mühe, wieder reden.

„Glauben Sie mir“, flehte er, „die stecken mich sofort wieder in die Klinik...“ Tränen sickerten durch die Falten hinab.

„Warum bin ich denn da 40 lange Jahre nicht rausgekommen... über 40 Jahre... Der alte Korda lebt noch,

der hat mich da reingebracht, der hat mir das Anwesen hier weggenommen, der hat die Hand drauf, wenn es irgendwo um mich geht..." Irgendwie wollte sie es nun genau wissen, sollte sie das wirklich glauben? Heute sei doch nicht mehr 1935, erwiderte sie zaghaft. Der Alte kicherte, wobei noch mehr Tränen als zuvor in seine Falten sickerten. „Was denken Sie, was ich alles versucht habe. Die halten hier alle zusammen... Sie können es ja probieren... versuchen Sie, mich in das städtische Krankenhaus zu bringen... versuchen Sie einen Artikel in der Zeitung zu veröffentlichen... versuchen Sie alles... nichts wird Ihnen gelingen... und ich werde in der Nervenklinik sterben. Die würden mich erst einmal wieder fesseln, wie damals am Anfang, und abspritzen. Ich möchte so nicht sterben!“ Obwohl er nun wieder mit dem Kopf im Kissen lag und sich kaum rührte, hatte Elke den Eindruck, er breche förmlich zusammen. Er ergriff ihre Hände. „Ich flehe Sie an!“ seine Flüsterstimme überschlug sich, weil er eigentlich wohl laut sprechen wollte, „lassen Sie mich hier sterben, bitte!“

Sie streichelte seine Hände. Er brauche wirklich keine Angst zu haben, erwiderte sie, sie habe doch nur Vorschläge gemacht; sie werde nichts ohne seine Einwilligung tun. Ganz bestimmt werde sie nichts dergleichen tun.

Sie legte die Hand auf seinen Kopf; er schien sich nun zu beruhigen und schlief sogar ein. Elke saß wie erstarrt neben dem Bett. Es war nun klar, das war der letzte Versuch gewesen. Sie ging noch etwas spazieren. Als sie zurückkam, saß der Alte auf dem Fußboden, ans Bett angelehnt, den linken Arm an die Brust gepresst, die Hand den Hals umgreifend. „Alterchen, was ist denn jetzt wieder passiert?“ rief sie entsetzt. Aber es sah schlimmer aus als es tatsächlich war. Er hatte einen Alptraum gehabt, seine große Angst... seine Befürchtung als Traum: Er war gefangen worden, ans Bett gefesselt, abgespritzt... Die Knochen schmerzten von dem Sturz aus dem Bett, aber er hatte sich nichts gebrochen. Es musste auch laut gepoltert haben, aber die Klübers hatten offenbar nichts gehört; zumindest hatten sie keinen Verdacht geschöpft. Sie half dem seufzenden und stöhnenden Alten ins Bett, setzte sich neben ihn und streichelte seine Stirn, bis er einschlief, und, da er sich wieder hin- und herzuwälzen begann, hielt sie diese Wache weiter, bis er endlich ganz ruhig lag.

Sie setzte sich nun an den kleinen Tisch am Fenster und blätterte unkonzentriert in Zeitschriften herum. Gegen zehn legte sie sich in ihr Nachtlager, aber sie war zu aufgeregt, um gleich einschlafen zu können. Um halb elf setzte sich an den

großen Tisch, öffnete den Hefter, und las wieder in dem Tagebuch, Eintrag vom 2. Februar 1975.

Schorsch ging nach Hause, die Frau und die beiden Kinder warteten auf ihn. Wir anderen stopften uns noch ein Pfeifchen, schlürften die letzten Tropfen Bier aus dem Seidel und ließen uns von Lotte das Katerfrühstück servieren. Dabei bestellte Michael, also der Kaufmann Michael Oltsch, bei mir noch 10 Wäschekörbe, die er weiterverkaufen wollte. Ich freute mich riesig. Das war der erste Auftrag seit zwei Monaten. Ein Viertelstündchen später trennten wir uns.

Elke stand auf, um den Alten zu wecken und zu fragen, wie es denn am Faschingsdienstag weiter gegangen sei? Das Verhalten der Stammtischbrüder hatte ihn verstört, aber wie hatte er das dann verarbeitet? Es schien tatsächlich die Fortsetzung zu sein – in den Aschmittwoch hinein? Aber der halbe Dienstag fehlte... Der Alte sah jetzt im Schläfe ruhig und zufrieden aus; sie weckte ihn nicht, setzte sich wieder hin und las einfach weiter.

Das Wetter hatte sich gebessert. Die Wolkendecke war aufgelockert; es schneite nicht mehr, aber der Wind trieb hin und wieder Schneewirbel vor sich her. Ich ging langsam, damit die Hündin Zeit zum Herumtollen hatte. Auf der langen Holzbrücke war kaum noch Schnee, sogar der

schmale, steil aufwärts führende Weg hinter der Brücke war jetzt geräumt und mit Sand bestreut. Ich kam daher schnell voran. Zu Hause sperrte ich den Zwinger auf, rieb die Hündin mit einem Lappen ab, redete ihr gut zu und sperrte sie ein. Ich betrat die Diele, legte Mantel und Hut ab, wusch mir die Hände und betrachtete mein Gesicht im Spiegel; es war blaß, in der Stirn drei tiefe Falten, um die Augen kleine Fältchen; etwas buschige Augenbrauen, so schwarz wie der Schnurrbart. Ich glaube, meist hatte ich einen sanften, gutmütigen Ausdruck. Aus der Sicht der politischen und wirtschaftlichen Welt wäre es aber wohl nützlicher, etwas entschlossener in die Welt zu schauen. Ich strich mir über den Bart, trat einen Schritt zurück, straffte mich, kniff eine steile Falte zwischen die Augenbrauen und ließ meine blaugrauen Augen stählern dreinblicken... Jetzt allerdings wirkte ich entschlossen, und mein Spiegelbild glich jenen albernen Fotos, die hin und wieder von erfolgreichen Unternehmern oder Politikern in Zeitungen erschienen.

Krähen krächzten; der Schwarm ließ sich im Hof nieder, die Hündin bellte wie verrückt. Ich beobachtete die Vögel, einige stritten sich um ein Stück Brot. „Ja, die Konkurrenz ist hart“, so redete ich zu mir selbst, „verdammt hart.“ Ich dachte an den jungen Mann, den ich Anfang 1931 - einige

Monate vor der Gesellenprüfung - hatte entlassen müssen...

Als ich wieder in den Spiegel schaute, fühlte ich mich unbehaglich. Die Falten schienen tiefer, die Wangen eingefallen. Ich fand keinen Halt in meinen Augen, als würde mich die Dunkelheit hinter den Pupillen hinabziehen. Ich wandte mich ab, reckte mich aber dabei und sagte leise: „Jo, du mußt es schaffen!“ Vielleicht mit Korbmöbeln. Soweit ich den Markt überblicken konnte, war noch niemand auf einen solchen Gedanken gekommen, wenn man von Stühlen und Schaukelstühlen absah. Aber wer solche Möbel mit seiner Arbeit herstellte, mußte die Preise der Händler akzeptieren, das würde wohl genauso wie bei den Körben sein. Eine gute Produktidee allein half nicht weiter. Aber vielleicht konnte ich Möbel, weil Einzelstücke, auch selber verkaufen?

Meine Eltern hatten sich nie viele Gedanken über die Zukunft gemacht. Mutter war aber schon früh verstorben, und auch mein Vater war 1929 nach einer Magenoperation gestorben. Er hatte den Betrieb schon in der dritten Generation geführt und mir immer wieder erklärt, dieses Handwerk könne eine Familie ernähren. Ich mochte das nie so recht glauben, vielleicht, weil ich lieber über Büchern hockte oder malte - statt dem Vater bei der Arbeit

zuzuschauen. Nach seinem dem Tode wurde ich mehr und mehr zum Einzelgänger. Das hatte auch politische Gründe. Ich hatte mich zwar nie besonders für Politik interessiert, aber in dem Dorf waren die Nazis sehr aktiv, und sie stießen mich ab. Nicht von Anfang an, dieser Theo Hiller im Schützenverein hatte mich anfangs begeistert, aber bald merkte ich, wie da denunziert wurde, und sie haben auch einige Leute furchtbar zusammengeschlagen. Am Ende hatte ich dann nur noch Kontakt mit Kunden und meinen Stammtischfreunden.

Zur Kirche ging ich auch, wenn auch unregelmäßig, und nur deswegen, weil meine verstorbenen Eltern dort auf dem Friedhof lagen, und weil die Mutter sehr religiös gewesen war. Nebenbei merkte ich auch, daß Kirchgänge für das Geschäft gut waren, wegen der Kontakte. Na, und wenn ich heirateten sollte, dann mußte ich wohl sowieso in der Kirche antreten. Wenn ich mir allerdings vorstellte, Sophie im Brautkleid neben mir, und wir tauschen die Ringe aus... das konnte ich mir nicht wirklich vorstellen, obwohl ich es mir doch wünschte.

Elke legte den Hefter wieder zusammen. Seltsam, das Fröhschoppenerlebnis vom Faschingsdienstag schien ad acta gelegt... Gut, er schrieb offenbar seine Traumbilder auf, diese

Filme, aber teilweise doch vermischt mit Kommentaren, das war nicht ganz klar zu erkennen. Die Gedanken an die Eltern waren offenbar hinzugefügt – Gedanken, die wieder hochkamen, als er den erlebten „Film“ aufschrieb? Wahrscheinlich war das Schweinskopffessen samt Saufgelage dann so verlaufen, als sei am Vormittag nichts Besonderes passiert...?

Sie war sehr müde und wollte sich eigentlich sofort in ihr Nachtlager legen, aber der Anblick des Alten erschreckte sie; er sah aus wie ein Toter: reglos, scheinbar atemlos, bleich, den Mund halboffen. Erst als sie sich zu ihm hinabneigte, merkte sie, dass er atmete. Sie war erleichtert, fragte sich aber auch, ob es nicht besser wäre, wenn er sanft einschlief, zugleich erschrak sie über diesen Gedanken. Und was sollte sie dann machen? Ihr wurde die Brust ganz eng. Könnte sie ihn dann nicht einfach in die Dachkammer oben legen? Sie zog einen Schlafanzug an, knipste das Licht in dem Zimmer aus und kroch in ihr Nachtlager.

Diese Bilder, die der Alte mit seinem inneren Auge sah... Plötzlich fiel ihr ein, was sie da in der Werkstatt gesehen hatte: diese zwei jungen Männer! Wie eine Fata Morgana, so ähnlich jedenfalls. Keine Luftspiegelung, eher eine

Zeitspiegelung. Der alte Reuß hatte jetzt etwas von einem Gesellenanwärter geschrieben, den er in der Wirtschaftskrise hatte entlassen müssen... Sie war jetzt wieder so aufgeregt, dass sie gar nicht mehr müde war. Und so stand sie wieder auf und kreiselte in der Wohnung umher. Diese Erscheinung mit den zwei jungen Männern könnte man ja auch für eine Wahnvorstellung halten - die aber seltsamerweise zu den Beschreibungen des Alten passte.

Vergebliche Suche

Karl Klüber war an diesem Morgen schon eine Stunde vor seiner Frau aufgestanden. Er war fassungslos. Gestern hatte er fast den ganzen Tag das Anwesen durchsucht, und zwar systematisch, nichts ausgelassen, wie er meinte, nur in Elkes Wohnung war er nicht gewesen, sonst hatte er aber alle Winkel durchsucht, alle Wände und Böden abgeklopft, wenn auch ohne die großen Möbelstücke zu verrücken, aber das konnte doch so ein alter Knochen wie der Reuß bestimmt auch nicht tun. Und gefunden hatte er nichts. Er wollte unbedingt in Elkes Wohnung, aber die Frau hatte keinen

Zweitschlüssel gefunden, da nützte der Schlüssel für das Sicherheitsschloss in dem Briefumschlag auch nichts. Er lauschte an der Küchentür, jetzt kam Elke hinunter, um Kaffeewasser aufzusetzen. Er huschte aus der Tür, grüßte, tat, als ginge er nach draußen, kehrte schnell um, als Elke die Küchentür hinter sich schloss, eilte die Treppe hoch, nur jene Stufen nutzend, die kaum knarrten... Elke hatte ihre Tür tatsächlich nicht verschlossen. Er schlich in das Zimmer, entriegelte eines der Fenster, ohne es zu öffnen. Er hörte Elke von unten kommen, er hastete zurück, noch einen Blick durch die halbgeöffnete Tür in den Nebenraum werfend, das Bett, in dem der Alte lag, war etwa zu einem Drittel zu sehen, aber ordentlich bedeckt mit der Tagesdecke... Er konnte nicht mehr die Wohnungstür schließen, schaffte es gerade in die Besenkammer, als Elke auf der Treppe auftauchte. Sie erstarrte vor Schreck, weil sie die Wohnungstür offen fand, beruhigte sich aber, weil von Klüber nichts zu sehen und zu hören war.

Klüber wartete ein paar Minuten, dann schlich er die Treppen hinunter. Ehefrau Helene war inzwischen auch aufgestanden und empfing ihn mit der Bemerkung, wo er sich denn herumtreibe. Er hütete sich, auch nur ein Körnchen preiszugeben. „Ich war erst draußen und dann noch mal oben

im Dachboden, hab' nach Spuren gesucht!“ erwiderte er mürrisch. „Wieder negativ! Und heute Morgen habe ich mich gleich in der Küche umgeschaut. Da wurde auch nichts angerührt. Der Kerl muß doch was essen, irgendwo schlafen, in eine Dachkammern kann er jetzt auch nicht mehr rein, aber er war offensichtlich drin, trotz der dicken Schlösser an den Türen, der bewegt sich ja wirklich wie ein Gespenst; er müßte ja auch mal irgendwo hinscheißen...

„Laß diese Ausdrücke!“ wies ihn die Ehefrau ordnungsgemäß zurecht. „Vielleicht ist er längst nicht mehr hier, vielleicht machen wir uns viel zu viel Sorgen.“

Klüber rang verzweifelt die Hände, und auch seine Stimme bekam den dazu passenden Klang: „Du weißt doch, ich habe gestern auch die Polizei angerufen, und die Klinik, er ist nirgendwo aufgetaucht, durchs Radio kam die Suchmeldung auch nochmal, zu viel Staub soll aber auch nicht aufgewirbelt werden, wo soll er denn sein?“

„Warum soll das unsere Sorge sein?“ fragte sie schnippisch.

„Ich habe einen Hundeführer herbestellt“, sagte er – und, als seine Ehefrau vom Stuhl hochschnellte und „WAS!?“ rief, fügte er hastig, seine Worte mit beruhigenden Gesten begleitend, hinzu: „... den Jörg Hübner, den Jörgl, den

kennst du doch auch, er ist total verschwiegen, es ist so, als führten wir selber den Hund...“

„Aber er ist doch bei der Polizei!“ wandte sie ein, war aber schon halb beruhigt. Den Jörgl kannten die Hübners schon von kleinauf. Und Karl Klüber musste nur noch ergänzend hinzufügen, er komme privat her, ohne Uniform, und auch den Hund führe er gewissermaßen nur auf einem privaten Spaziergang mit sich...

Elke hatte die ganze Zeit in der Küche hantiert, und sie rief zum Frühstück. Karl Klüber zog seine Frau nah zu sich heran. „Beschäftige sie nach dem Frühstück in der Küche, lass sie nicht raus, bis ich zurück bin. Ich will durchs Fenster in ihre Wohnung“, zischelte er.

Die Frau war entsetzt. Da könne er abstürzen, lamentierte sie, das sei viel zu gefährlich. Er winkte ab, die Haken am oberen Ende der Leiter fänden an den Fensterbänken sicheren Halt, das habe er schon ausprobiert, und da das Fenster schon entriegelt sei, könne er ganz leicht einsteigen. Sie jammerte noch über seine schlechten Augen, daß er daneben treten könne, aber er zog sie schon in die Küche, wo sie bei Anwesenheit der Haushaltshilfe notgedrungen zu diesem Thema schweigen musste. Elke zeigte fröhliche

Laune, doch erklärte Klüber, ihm gehe es nicht besonders gut, er trinke nur einen Schluck Kaffee, dann müsse er einen kleinen Spaziergang machen.

Ein paar Minuten später stieg er über die eilig angelegte Leiter durch das aufgeriegelte Fenster in Elkes Wohnung. Er war aufgeregt. Daß er so etwas tun würde, hätte er vor ein paar Wochen auch nicht gedacht. Er öffnete Schübe, klopfte die Wände ab, aber ihm fiel nichts auf. Doch, der Stapel Decken in der Ecke. Was machte dieses Weibstück mit diesen Decken hier? Und dann auch noch Bettlaken. Er beschnüffelte diesen Stapel wie ein Rüde, der die Spur einer läufigen Hündin gefunden hatte. Dann schlich er zur Tür, die ins Nachbarzimmer führte. Er rüttelte leise fluchend an der Klinke. Verschlossen, und er hatte keinen Dietrich dabei. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? In der Wohnung die Zimmertür abgeschlossen!

Er kletterte wieder vorsichtig durch das Fenster auf die Leiter, zog das Fenster so weit wie möglich zu, kletterte hinab und legte die Leiter am Nachbarfenster an, kletterte hinauf und schaute in das verschlossene, geheimnisvolle Nachbarzimmer, aber auch hier fiel ihm nichts auf, wenn er davon absah, dass der größte Teil des Bettes von einer spanischen Wand

verdeckt war. Verärgert kletterte er wieder hinab und nahm die Leiter ab. Er schaute nach oben zu den Fenstern und bekreuzigte sich.

Das Jörgl kommt

Der Hundeführer kam zur Unzeit. Elke wollte gerade das Mittagessen aufgeben, Rindfleisch mit Klößen. Dass der junge Mann ein Polizist war und warum er den Schäferhund dabei hatte, erkannte Elke nicht sofort: Er war mit Jeans und einer Felljacke bekleidet und wirkte auch sonst wie ein privater Besucher. Unsympathisch fand sie ihn, brutal sah er aus, das Gesicht kantig und grob geschnitten, außerdem dicke Pickel auf der Stirn. Klüber empfing ihn mit den Worten: „Ah, Jörg, schön, dass du kommst, wir fangen sofort an!“

Jetzt begann Elke langsam zu ahnen, weswegen dieser junge Kerl da war, aber sie mochte es noch nicht glauben. Und dann hieß er auch noch Jörg, ausgerechnet Jörg, als käme der Exfreund als böses Gespenst zurück...

Helene Klüber schüttelte dem Jörgl, wie sie ihn nannte, auch freundlich die Hand, entschuldigte sich aber für ihren Mann, der wohl etwas zu eifrig bei der Sache sei. Klar, dass man erst

zusammen essen werde, und sie stellte den Jörgl kurz vor, er sei der Sohn von Theo Hübner aus Lichtenfels, ein guter Bekannter, und er sei Hundeführer bei der Polizei; sie bat Elke, auch für den Gast den Tisch zu decken. „Ja, sofort!“ rief Elke mit einer Stimme, die begeistert klang, während sie im Innern erstarrt war.

Oh, jetzt musste sie gut schauspielern, schon hatte sie hurtig Teller und Besteck auf den Tisch gezaubert. Doch das, was nun kommen sollte, war Klübers Sache. „Liebe Frau“, bestimmte er mit fester Stimme, „halt das Essen warm. Aber wir fangen sofort an. Und zwar dort, wo ich noch nicht suchen konnte, in Elkes Wohnung!“

„Was!?“ schrie Elke. „Ich lass doch keinen völlig fremden Mann so plötzlich in meine Wohnung! Und aufgeräumt habe ich auch nicht.... Das ist völlig unmöglich!“ Sie riss die Tür zum Flur auf und stürmte hinaus, kehrte aber sofort auf die Türschwelle zurück. Ihr Herz jagte das Blut wie eine Sturmflut durch ihren Körper, und in ihrem Kopf tanzten die Gedanken wie Nuss-Schalen im sturmgepeitschten Gewässer. Aber sie wusste, sie musste irgendwie den Kurs halten. Irgendwie musste sie es schaffen! „Ich will ja auch, dass der Reuß endlich gefunden wird!“ sagte sie mit ruhiger, gedämpfter Stimme. „Aber deswegen können Sie doch nicht so hoppla-

hopp in meine Intimsphäre eindringen, ich will wenigstens vorher ein bisschen aufräumen!“

Das war nun wieder eine Angelegenheit, die Helene Klüber berührte. „Da hat sie recht, Karl, also wir essen erst einmal alle, dann geht Elke kurz hoch, und in ein paar Minuten könnt ihr anfangen!“ Damit war das eheliche Machtgefüge wieder in der Balance, es war, als säßen die beiden auf einer Wippe, und Elke hatte auf dem Drehpunkt des Balkens geschickt getänzelt, sie atmete auf, wohl wissend, dass sie nur ein paar Minuten gewinnen konnte... Klüber stieß einen misstrauisch klingenden Ton aus, sah Jörg Hübner an und ruckte mit dem Kopf zum Tisch hin. Hübner löste sich wie aus einer Erstarrung, wies den folgsamen Hund in eine freie Ecke und setzte sich an den Tisch. Elke stellte noch die Schüssel mit den Klößen auf den Tisch, setzte sich und schaute Klüber herausfordernd an. Der begann mit sanfter Stimme zu reden, freilich mit vorgeschobenem Unterkiefer und grimmigem Blick, also mit dem deutlichen Signal, dass er die Tonlage schnell ändern könne.

„Elke“, sagte er in beschwichtigendem Ton, „es ist nicht gegen Sie gerichtet, ich spüre aber, der Reuß ist hier, er kennt das Haus, vielleicht gibt es geheime Gänge oder so, vielleicht kann er zu Ihnen ins Zimmer, holt sich was zu essen und

verschwindet wieder, was weiß ich. Der Hund soll nur alles beschnüffeln, das ist alles.“

Helene Klüber nickte zustimmend. „Das ist doch klar!“ sagte sie, und sie schaute dabei zu Elke, die nur einige Male hin- und herrutschte, dann aber eifrig nickte. Dann wandte sich Helene Klüber dem kantigen, pickeligen Jörgl zu, den man offenbar lange nicht gesehen hatten, und so gab es genug Gesprächsstoff zwischen den Dreien, während Elke schwieg und keine Mühe hatte, als Erste mit dem Essen fertig zu sein. „So, ich geh jetzt rauf“, sagte sie wie nebenbei. Sie legte ihr Besteck auf den Teller, räumte ihr Geschirr vom Tisch, und verließ die Küche, ohne Hast zu zeigen. Auch auf der Treppe ließ sie die Stufen eine gleichmütige, langsame Melodie knarren, aber sie spürte ihren Herzschlag bis in die Ohren. Sie hatte keine Idee, wo sie den Alten in wenigen Minuten und dann auch noch unauffällig verstecken konnte, und dann auch noch so, dass ein Suchhund ihn nicht aufspüren konnte. Ihre Gedanken und Gefühle vermengten sich in einem Strudel, in dem alles zu versinken drohte. Sie torkelte der Tür entgegen, die ganze Umgebung begann sich zu drehen. „Ich werde ohnmächtig“, stammelte sie. „Lieber Gott hilf mir! Hilf mir, hilf mir!“ Irgendetwas Unmögliches musste ihr einfallen und möglich werden.

Die Tür zum Schlafzimmer stand halboffen. Sie wankte auf die Tür zu, schluchzte, vielleicht hatte der Alte eine Idee, er kannte das Haus besser als jeder andere. Als sie das Zimmer betrat, erstarrte sie, vor Schrecken, vor Freude, vor Entsetzen und mit einer Hoffnung, die wie Sauerstoffsprudel in einer dicken, alles erstickenden dunklen Masse aufkam. Der Alte war weg, die Bettdecke aufgeschlagen, die Latschen weg, die Schuhe weg, sein Bündel mit Sachen... nur sein Tagebuch lag auf dem Tisch. Sie riss die Tür zur Toilette auf, auch da war er nicht, aber es war ohnehin klar, dass er nicht mehr in der Wohnung war. Sie sah sich um, nichts erinnerte an ihn, außer das aufgeschlagene Bett und die Tagebuchblätter. Aber der Suchhund würde das natürlich anders „sehen“... Ihr Blick fiel auf den Stapel Decken im Wohnzimmer, sie hatte die Decken aus der Dachkammer geholt, um sie für ihr Nachtlager zu verwenden, hatte dann aber nicht alle benutzt.

Sie riss die Tagesdecke und die Bettwäsche vom Bett des Alten, steckte die Wäsche in einen Leinensack, band ihn mit einem Seil zu, öffnete das Fenster, stieg mitsamt Leinensack auf die Fensterbank, hielt sich mit der einen Hand an einem Haken fest, der wie ein Gottesgeschenk zufällig neben dem Fenster aus der Wand herausragte und warf den Sack mit einem gezielten Schwung, den ihr niemand, auch sie selbst

nicht, zugetraut hätte, aufs Dach. Von dort hätte er, dem Gravitationsgesetz folgend, eigentlich herabfallen müssen; er blieb aber am Schneefanggitter hängen. Das Seil hing glücklicherweise so weit herab, dass sie es greifen konnte. Das Fenster ließ sie geöffnet.

Dann bezog sie das Bett neu, betätigte ausgiebig die Toilettenspülung, und zum Schluss hatte sie noch eine Idee: Sie faltete die Tagesdecke zusammen, legte sie auf den Stapel von Decken im Wohnzimmer, zog aus dem Stapel eine der gut erhaltenen Decken, die sie nie verwendet hatte und legte sie als Tagesdecke auf ihr Bett. Bevor sie die Wohnung verließ, betrachtete sie sich im Spiegel, fuhr sich mit dem Kamm ein paar Mal durch die Haare, ging noch einmal langsam herum... alles schien in Ordnung.

Sie zog die Tür zu, ging wieder betont langsam nach unten, trat auf jene Stufen und jene Stellen auf der Treppe, die besonders laut knarrten, und betrat mit gleichgültigem Gesicht die Küche. Sie schaute auf die Küchenuhr, etwas über eine Viertelstunde war sie weg gewesen... „Wollen Sie noch vom Dessert?“ rief Helene Klüber, und Elke nahm dankend an.

Nach dem Essen schenkte man noch ein Gläschen Wein ein, und als man auch danach noch weiterplauderte, meinte Elke, jetzt wolle sie die Sache hinter sich bringen, damit sie ihre Privatsphäre wiederbekomme.

Helene Klüber stand auf und meinte, sie wolle sich jetzt ein Stündchen hinlegen, und zu den beiden Männern gewandt sagte sie: „Nun geht schon!“

Die beiden erhoben sich mürrisch, nun, da sie endlich zur Tat schreiten konnten, schienen sie ihre Beine nicht heben zu wollen, auch die Schäferhündin kroch etwas mühsam aus ihrer Ecke.

Elke ging langsam voran, auf der Treppe spürte sie, dass sie bebte, nein, es war noch nicht vorbei, und selbst, wenn es für sie vorbei war: Wo war der alte Mann? Wie ging es ihm?

Sie öffnete die Tür. Klüber zog aus einer Tasche eine Plastiktüte hervor und gab sie dem Hundeführer. Der zog Handschuhe an, zog aus der Tüte eine kleine Decke und hielt sie dem Hund vor die Nase: „Such, Rico, such!“, sagte er. Der Hund begann heftig zu fiepen und an der Leine zu zerren, kreuz und quer durch das Zimmer, immer wieder an den Deckenstapel, aber auch zurück in den Flur. „Die Decken...

da ist was“, sagte das Jörgl, „die riechen nach dem Reuß! Er war hier!“

Elke lachte. „Einen guten Geruchssinn hat der Rico!“, sagte sie schnell, „der alte Mann hat die Decken oben in der Dachkammer gehabt, das ist schon ne Weile her.“

„Wieso haben Sie die Decken denn aus der Dachkammer geholt?“ fragte Klüber lauernd. „Und gefragt haben Sie auch nicht!“

„Die Decken, o je!“ jammerte Elke. „Mir war vorgestern nacht schlecht, ich habe das Bett vollgekotzt, da brauchte ich Decken für ein Nachtlager. Es war mitten in der Nacht, da konnte ich Sie nicht fragen... Hab´ s vergessen zu sagen, in der ganzen Aufregung.“ Klüber wollte noch einmal zuschnappen, wo denn die vollgekotzte Bettwäsche sei? Aber ihm fiel ein, daß Elke am Tag zuvor ihre Wäsche gewaschen hatte, und er schwieg verkniffen.

Klüber öffnete die Tür zu dem Schlafzimmer, und der Hund schien unzählige Spuren zu finden, er fiepte laut, am Bett schien es, als läge der Alte unter der Bettdecke. „Was bedeutet das?“ schrie Klüber. „Dasselbe wie grad eben“, sagte Elke lässig. „Die Decke ist von dem Stapel da, die hatte der alte Reuß offenbar in der Dachkammer benutzt....

Vielleicht ist es ja auch so, wie Sie vermutet haben, der

kommt irgendwie überall rein, Gott sei Dank habe ich davon nichts bemerkt. Ich wär´ vor Schreck gestorben...“

Sie schraubte Ihre Stimme hoch: „Wenn Sie ihn jetzt nicht finden, werde ich in dieser Wohnung nicht mehr schlafen können!“

„So?“ japste Klüber. Er blickte wirr um sich, dann erblickte er auf den Tisch eine Tasse. Er ergriff sie und schleuderte sie auf den Boden. „Irgendwo muss er doch sein!“ brüllte er, und stampfte mit schweren Schritten hinaus, als wolle er auf den Dielen tiefe Spuren hinterlassen. „Komm, wir suchen weiter!“ zischte er, sich halb umwendend, in den Raum zurück. Das Jörgl schaute Elke an, lächelte, zuckte mit der Schulter und erklärte, dass es ihm leid tue. Jetzt war er ihr etwas sympathischer. Sie hörte noch, wie Helene Klüber von unten heraufrief, was denn da kaputt gegangen sei? Klüber polterte seine Antwort die Treppe hinab: „Nichts! Nichts ist kaputt! Misch´ dich hier nicht ein! Bleib in der Küche!“

Elke eilte zum Treppengeländer. „Meine Tasse hat er auf den Boden geschmissen!“ schrillte sie. „Hat er denn gedacht, dieser Reuß ist bei mir? Ist er denn verrückt!“ Das war ziemlich kühn, denn obwohl sich „verrückt“ auch auf Reuß beziehen konnte, war klar, dass Klüber gemeint war. Und Helene Klüber hatte es auch richtig

verstanden, denn sie rief zurück: „Da haben Sie recht! Manchmal spielt er verrückt! Kümmern Sie sich nicht darum! Ich hoffe, es war keine wertvolle Tasse!“

„Nein, nein, war sie nicht!“ rief Elke hinunter, es klang wie lautes Seufzen. Bevor sie durch ihre Tür kam und sie schließen konnte, rief Klüber von oben herab: „Die Decken brauchen Sie ja nun nicht mehr, die bringen Sie bitte wieder in die Dachkammer.“ Elke war nun endlich wieder in ihrer Wohnung, lehnte sich an die Tür, faltete die Hände und flüsterte: *Danke, lieber Gott, Danke! Danke! Danke!*

Oben auf dem Dachboden wurde es plötzlich laut, es steigerte sich, ja, es schien sich eine Lawine aus Lärm dort oben zu lösen und die Treppen herunterzustürzen. Der Hund kläffte geradezu irrsinnig, es klang, als spuckte er mit dem Kläffen seine Zähne aus, und auch Klüber schrie, er stampfte die Treppe hinab. Elke stand an der Tür, öffnete diese hin und wieder einen kleinen Spalt und lauschte. Das Jörgl kam mit dem an der Leine zerrenden Hund gerade die Treppe hinunter. Elke öffnete die Tür und schaute, die maßlos Erstaunte mimend, hinaus. „Der Reuß ist da oben in der Kammer“, sagte das Jörgl, und, auf den Hundweisend: „Er ist sonst nicht so. Ich verstehe das überhaupt nicht, er ist

sonst ganz diszipliniert und hört aufs Wort.“ Unten schrie Klüber zu seiner Frau: „Gib ihm einen Knochen!“

Der Hundeführer war schon vorbei und sah Gott sei Dank nicht, wie Elkes Gesicht sich verwandelt hatte. Sie hatte den Mund vor Entsetzen weit aufgerissen, war nun schier erstarrt, und es dauerte schon ein paar Sekunden, dass sie sich wieder halbwegs fing. Was bedeutete das: *Der Reuß ist da oben in der Kammer?* Sie lauschte auf das Stimmengewirr der beiden Klübers... die beiden waren offenbar für einige Zeit miteinander verhakt... und so nahm sie sich ein Herz und huschte die Treppe hoch, die linke Dachkammer stand offen. Sie näherte sich langsam, hielt noch einmal inne, bevor sie einen Blick in die Kammer werfen konnte...

Der Alte lag wie aufgebahrt auf der Pritsche, die Hände auf dem Brustbein gefaltet, die starren Augen halb geöffnet. Er war bis zum Brustbein zugedeckt, trug das Nachthemd, aber es sah aus, als wäre er weiß gekleidet. Edle, scharf gezogene Gesichtszüge, wie ein Patriarch lag er da, sogar die Haare schienen gekämmt.

„Mein Alterchen“, wimmerte sie, drückte ihm vorsichtig die Augen zu und streichelte seine Stirn. Tränen flossen über ihre Wangen und tropften auf das Hemd des Toten. Sie griff hastig in ihre Rocktasche und zog ein Taschentuch heraus,

denn das laute Stimmengewirr begann nun doch, die Treppen hochzuschäumen. Diesmal war Helene Klüber dabei, und das Jörgl war ohne Hund. Elke erfasste intuitiv, wie sie sich verhalten musste. Ihre Augen hatte sie getrocknet, ihre Stimme klang ruhig und klar. „Jetzt, wo er hier so daliegt, habe ich überhaupt keine Angst mehr!“, flötete sie dem treppensteigenden Dreigespann entgegen. „Er sieht so friedlich aus, als habe er hier seine Ruhe gefunden... seltsam...“.

Sie hoffte, so Helene Klüber auf die weibliche Seite zu ziehen, um den tobenden Ehemann zu beruhigen. „Ruhe gefunden!“ zischte Klüber, als er die Türschwelle überschritt. „Wo ist er die ganze Zeit gewesen, der ist doch kein Geist!“ Und, zu seiner Frau: „Was hältst du denn davon, das ist doch unmöglich!“

Helene Klüber schob sich langsam ins Zimmer, Elke sah, auch ihr war es nicht geheuer. Elke ging mit festem Schritt zum Fenster und öffnete es. „Sein Geist muss hinaus können, lassen Sie ihn so drei Tage und drei Nächte liegen, bei geöffnetem Fenster.“

„Humbug“, quetschte Klüber aus seinem verkniffenen Gesicht heraus, „wir rufen die Klinik an, die sollen sich damit befassen, der soll weg hier, und zwar schnellstens!“

Elke begann zu schluchzen, endlich konnte sie ihren Gefühlen freien Lauf lassen, nur ihre Worte musste sie bedenken. „Dann bleibt sein Geist hier“, wimmerte sie, „da bekomme ich wieder Angst. Er sollte drei Tage hier in dem Zimmer liegen bleiben, ich würde die Totenwache halten, und dann sollte er hier im Ort ein ordentliches Begräbnis bekommen...“ Sie schluchzte nun so heftig, dass ihr ganzer Körper bebte, konnte da Helene Klüber ganz unbeeindruckt bleiben? Selbst Klüber schien beeindruckt, drehte sich dann aber ruckartig um, lief zur Tür hinaus, am Jörgl vorbei, der trotz seiner massigen Gestalt ganz dünn und fast unsichtbar draußen neben der Tür stand, die Treppe hinunter. „Ich geh runter und ruf den Arzt an und die Polizei!“ bellte Klüber. „Die Polizei ist doch schon hier!“ spie Helene Klüber hinterher. „Den Arzt ruf mal an...!“ Von unten klang so etwas wie *mir egal* und *meinetwegen*. „Machen Sie nur“, sagte Helene Klüber sanft. „Sie kriegen die drei Tage...“

Sophies Einkaufstour

Elke hatte in der Kammer ein halbes Dutzend Kerzen aufgestellt. Das Fenster war gekippt, und so wehte kalte Luft hinein, zugleich war aber auch der gusseiserne Ofen angeheizt. Sie trug einen dicken Wollpullover und Skihosen, und sie hatte den Tisch und den Stuhl in die Nähe des Ofens gezogen. Auf dem Tisch stand eine Thermoskanne mit heißem Tee und eine noch halb gefüllte Tasse. Neben dem Tisch ihre Reisetasche mit ein paar Sachen zur Reserve, vor allem die dicke Winterjacke – und den Tagebuchseiten. Sie betrachtete den Alten eine ganze Weile. Er sah gut aus, fand sie, besser als zu Lebzeiten. Das tat ihr gut, offenbar hatte er seinen Frieden gefunden... Sie saß lange fast bewegungslos an dem kleinen Tisch; irgendwann zog sie den Umschlag mit den Tagebuchseiten heraus und schlug die Seiten auf, wo das Lesezeichen lag.

16. Juni 1975

Der „Film“ scheint „gerissen“ zu sein, seit Monaten keine „Fortsetzung“. Ich bin aus meinem Zimmer in den Saal verlegt worden. Es ist entsetzlich, was man da sehen und

hören muss. Der Mann neben mir ist ans Bett gefesselt, er stöhnt und schreit, ich finde keine Ruhe. Manchmal bin ich nahe daran, die mir verabreichten Medikamente freiwillig einzunehmen. Dazu muss ich einiges erklären – ich hatte hier in meinem Tagebuch eine Lücke gelassen, in die ich das, was hier steht, erst viel später hineingeschrieben habe. Wegen der Gefahr... falls diese Blätter entdeckt werden...

Ich habe eine Methode entwickelt, mit der ich die Einnahme von Medikamenten sehr gut vortäuschen kann, selbst wenn man mir anschließend zur Kontrolle mit einer Taschenlampe in den Mund leuchtet: Tabletten beim vorgetäuschten Hinabspülen einfach in die Backentasche hinter die linken Backenzähne schieben, danach blitzschnell nach oben, also hinter die obere Zahnreihe, und zwar so, daß ich die Pillen da oben „festhalten“ und verstecken konnte - als hätte ich einen speziellen Muskel dafür entwickelt. Bei normalen Kontrollen funktionierte das sehr gut: Man öffnete den Mund, Zunge anheben, man ließ sich rechts und links unten neben die Backenzähnen schauen. Bis das Verstecken und Festhalten wirklich sicher klappte, vergingen etwa anderthalb Jahre. In dieser Zeit ging ich einige Risiken ein, hatte aber Glück, meine in der ersten Zeit riskanten Schummeleien wurden nicht entdeckt.

Das wäre furchtbar gewesen. Ich beobachte die Umgebung, schaue, was sie mit den Menschen anstellen – und vor allem, aus welchem Anlass. Ich verhalte mich ruhig und gefügig. Nur das Risiko mit den Medikamenten musste ich auf mich nehmen. Darauf habe ich mich konzentriert.... Das einfachste – und riskanteste – war natürlich, ausspucken und in der Toilette runterspülen. Da wurde so mancher erwischt, ich vermute sogar, daß man manchmal nur so tat, als kontrolliere man (eine Weile) nicht, um jene zu erwischen, die schummeln wollten. Und ich hatte wenigstens da großes Glück. Einmal wurde nämlich auch ich ertappt, das heißt, es war sicher, dass die junge Schwester es bemerkt haben musste... Aber sie verriet mich nicht. Es ist jene Schwester, die im Laufe der Zeit meine „Fee“ wurde... 1941 kam dann auch noch ein junger Arzt in die Klinik, der im Laufe der Jahre mehr und mehr zum Helfer wurde...

Trotzdem ist es ein Wunder, dass ich das alles ausgehalten habe, ohne wahnsinnig zu werden, ohne schwer krank zu werden, überhaupt: ohne zu sterben. Es mag seltsam klingen – aber es war auch der Krieg, der mir „half“.

Draußen, die Freiheit, war keine Freiheit mehr. Das Risiko, getötet, verwundet, verstümmelt zu werden, war in diesem Krieg sehr hoch, obwohl ich nicht mehr in dem Alter war, in

dem man gleich eingezogen wurde. Aber das Risiko stieg mit der Dauer des Krieges, auch das Risiko, von einer Bombe getroffen oder in ein KZ gesperrt zu werden. Ich half mir mit dem Gedanken, dass die Klinik mich „behütet“. Als ich merkte, dass auch dort Geisteskranke aussortiert und getötet wurden, stürzte ich in eine schwere Krise, bis ich merkte, dass die Ärzte erst einmal jene „weggaben“, die ihnen die größten Unannehmlichkeiten bereiteten. Ich verhielt mich weiter so unauffällig wie möglich, und auch der heimliche, geschickt getarnte Schutz durch den Arzt und meine „Fee“ verhinderte eine Deportation.

Wenn Schummeleien entdeckt wurden, kontrollierte man eine gewisse Zeitlang sehr genau, da fuhrwerkten die sogar mit dem Finger im Mund herum. Und wer in Verdacht geriet oder überführt wurde, wurde zwangsweise abgespritzt. Wenn das Risiko größer zu werden schien, nahm ich dann lieber die Medikamente, das waren furchtbare Zeiten. Als wird man in seelischer und geistiger Hinsicht geschlachtet, ausgenommen, entpersönlicht. Und meine Träume, der nächtliche „Film“ und seine Fortsetzungen, das reale Nachspielen meines Lebens, fielen dann weg - also das Beste, was mir in dieser tristen Umgebung widerfahren konnte, auch wenn es Schmerzen enthielt, wie das Leben halt so spielt. Und dann kam auch

noch die Verlegung in den Saal hinzu, wo der ganze Stress noch viel größer war. Seit fast zwei Monaten bin ich hier. Seit drei Wochen ist es mir wieder möglich, die Einnahme der Medikamente zu vermeiden. Aber mein „Film“ bleibt kaputt.

Also, ich erzähle erst einmal aus dem Gedächtnis weiter, aber das ist viel schwerer... Es war, wie gesagt, ziemlich zugeschüttet, die Träume, die „Filme“ haben aber geholfen, auch manchen Erinnerungen so eine Art Schneise zu schlagen. Sie sind wie eine Art Bagger, der große Berge Schutt wegräumt... Aber ohne die nächtlichen „Filme“ werden die Schneisen immer enger, wenn auch das Aufschreiben hilft. Ohne die „Filme“ kann ich nur Schaufeln, nicht baggern... und meist halte ich nicht lange durch.

Jene Zeit, über die ich hier berichte, erscheint mir heute glücklich, schließlich war ich in meinen besten Jahren, habe in Freiheit gelebt und war gesund. Ich wußte damals noch nicht, was wirklich ein elendiger Alltag bedeutet. Wer denkt denn daran, sein Leben in einer Nervenklinik zu verbringen? Doch wenn mir diese seltsamen Visionen kommen, wenn ich die Bilder wieder erlebe, dann weiß ich: Auch damals hielt ich meine Tage nicht immer für die

glücklichsten. Ich fühlte mich auch damals manchmal wie ein Wurm im Schlamm, der sehnsüchtig zu den höheren Wesen emporblickt. Und dort in diesen höheren Sphären schwebte oder tanzte die schöne und obendrein reiche Sophie. Träumen durfte man ja, aber die Sehnsüchte zurrten und zerrten bald an allen Fasern des Körpers, und die arme Seele wurde mit großer Hitze durchbacken. Ich konnte sie nur jeden zweiten Montag sehen. Seit Mitte März hatte sie einen Französisch-Kurs belegt, der immer montags stattfand – und jedes zweite Mal schwänzte sie den Kurs, um mich zu treffen. Sie liebte mich offenbar, oder zumindest war sie verliebt in mich, denn sonst hätte sie das nie auf sich genommen. Aber gleichzeitig stand sie immer unter Druck, sie kam immer mit dem Bewusstsein, Unerlaubtes zu tun. Wie wirkte das auf mich? Ich denke, ich liebte sie. Ihre Stimme, was sie sagte, wie sie es sagte.... ihre Art, sich zu bewegen, ihr Gesicht, ihre Augen, ihr Körper... Aber gleichzeitig erschien sie mir wie eine Frau, die in einer Box eingeschlossen war, und den Schlüssel hatte ihr Vater Friedrich Berg in der Tasche. Damals hatte ich dieses Bild nicht vor Augen, heute weiß ich aber, Sophie war in dieser Box, und ich war nicht in der Lage, diese unsichtbaren Wände zu durchbrechen. Vielleicht fehlte mir einfach auch das Selbstbewusstsein...

Donnerstag war immer der Tag, an dem ich Sophie von weitem beobachten konnte, da ging sie nämlich einkaufen, leider immer mit der Mutter. Ich gewann dem heimlichen, allwöchentlichen Beobachtungsritus trotzdem bald mehr ab, als nur Sophies bewegte Bilder aufzusaugen. Es war nämlich irgendwie faszinierend, Mutter und Tochter zu beobachten. Wie verschieden die beiden waren und sich doch ähnelten. Beide waren blond. Sophie strahlte indessen mit schönen goldenen Strähnen, während diese Pracht bei Charlotte Berg schon etwas stumpf war (Irgendwann ließ sie ihre Haare dunkler tönen, was durchaus vorteilhaft war). Stirn, Nase und Mund waren sehr ähnlich, trotzdem wirkten beide Gesichter ganz anders, weil Sophies mehr oval denn rund war, und ihre Augen waren tiefblau, die der Mutter hellgrau. Aber ich denke, über solche Unterschiede konnte Charlotte Berg nur froh sein, denn somit gehörte sie nicht zu jenen Gestraften, die wie eine ältere Ausgabe ihrer blühend jungen Tochter wirkten. Übrigens wäre sie auch in so einem Falle noch vergleichsweise glimpflich davongekommen. Sie hatte nicht den auffälligen Wechseljahre Speck; die Haut spannte sich noch über die Backenknochen, und die zahlreichen Fältchen um ihre Augen trugen dazu bei, ihrem Gesicht das reife Aussehen

zu geben. Man hätte sie sogar noch für eine ältere Schwester von Sophie halten können, aber trotzdem war sie mir nicht so ganz geheuer. Ihr wohlgeformtes Gesicht war einfach zu streng, manchmal wirkte es sogar verkniffen. Das kam umso mehr zur Geltung, wenn sie eines ihrer mausgrauen, hochgeschlossenen Kleider trug. Ich hatte freilich auch den Eindruck, daß ihr Gesicht Galle spuckte, wenn sie mich sah... Sie kannte mich, erstens war der Ort ja nicht so groß, zweitens lagerte ich ja Korbwaren der Firma Berg. Ich grüßte sie immer freundlich, sie erwiderte den Gruß auch freundlich, aber eben mit Galle-Gesicht, und ohne je einen Satz mit mir zu wechseln. Alle zwei, drei Monate begegnete ich ihr irgendwo, einmal sogar bei einer dieser donnerstäglichen Einkaufstouren, da hatte ich nicht gut aufgepasst bei meiner Schleichtour. Sophie war mit einem Schlag feuerrot geworden und hatte sich schnell abgewandt, als hätte sie etwas Interessantes entdeckt...

Elke unterbrach ihre Lektüre, stand auf, lief langsam hin und her. Vor ihren Augen entstand ein Bild jener Sophie... Erst wie hinter einem Schleier, dann immer deutlicher. Seltsam, dass der Alte sie das eine Mal für Sophie gehalten hatte. Sie schaute selbstbewusst in den Spiegel; sie sah gut aus, fand sie, aber doch ein ganz anderer Typ... kastanienbraune Haare, braune Augen... Darauf kam es aber wohl gar nicht an, und

der Alte war ja in einer Art Delirium gewesen. Sie setzte sich wieder und las weiter.

30. Juni 1975

Ah... Ich habe jetzt endlich die Fortsetzung meines „Films“ erlebt. Der Arzt, mein stiller, heimlicher Helfer, hat bewirkt, dass ich wieder auf ein Zimmer komme, ein Dreibettzimmer, die anderen beiden Patienten sind ruhig, oder ruhig gestellt; die liegen einfach da und werden versorgt.

Es war der erste Donnerstag im April 1934. Jener 13. Februar, dieser Fastnacht Dienstagmorgen war noch in meinem Bewusstsein, und der Frühling machte sich noch nicht richtig bemerkbar. Es war „Aprilwetter“, vor einer halben Stunde hatte noch die Sonne geschienen, nun fielen schwere Schneeflocken vom Himmel. Auf den Bürgersteigen waren große, matschige Pfützen, an den Rändern Reste noch nicht getauten Schnees. Die Straße war fast menschenleer, auch in den Geschäften waren nur wenige Leute. Ich war zu der üblichen Zeit in der Einkaufsstraße, aber die beiden Damen schienen nicht auf ihrer Tour zu sein. Kein Wunder bei diesem Wetter, aber ich war unendlich enttäuscht. Sonst konnte ich so gegen neun Uhr mit ihnen rechnen, da ging bei mir immer die Sonne

auf, an jenem Donnerstag aber wurde es ein finsterer Untergang, und von Stunde zu Stunde erschien mir die Welt schwarz und schwärzer. Sogar nachmittags trieb ich mich noch einmal in der Stadt herum, obwohl zu Hause in der Werkstatt viel Arbeit auf mich wartete. Und am nächsten Montag konnte ich Sophie nicht treffen, weil sie zu dem Kurs ging. Ich quälte mich also die ganze folgende Woche durch den Film, ich erlebte die ganzen Tage, den Freitag, den Samstag, den Sonntag und so weiter. Wie so etwas möglich ist, weiß ich nicht, denn in Wirklichkeit schlief ich ja nur einige Stunden... Vielleicht könnte man auch 50 oder 100 Jahre scheinbar real durchleben, und in Wirklichkeit sind nur ein paar Stunden vergangen? Vielleicht funktioniert so eine Art „Einstein-Theorie“ auch im Schlaf? Ich weiß es nicht, jedenfalls waren an dem dann folgenden Donnerstag die beiden Damen dann wieder auf Einkaufstour. Es war kühl, aber die Sonne schien. Die Bürgersteige waren fast trocken, nur einzelne Rinnsale von einem nächtlichen Regen waren zu sehen. Diesmal war reges Treiben auf der Straße. Sophie trug ein hellblaues Kleid mit einer locker fallenden Jacke aus gleichem Stoff, beide Teile mit dunkelblauen Streifen besetzt; einen hellblauen Hut, der sich wie eine Muschel an den Kopf schmiegte, mit einem dunkelblauen

Edelstein besetzt. Ihr offenes und fröhliches Gesicht verbreitete lichte Stimmung. Ich hatte meinen besten Anzug angezogen und stolzierte mit der straffen Haltung, die ich vorher zu Hause vor dem Spiegel exerziert hatte. Eigentlich hielt ich so etwas für lächerlich, aber ich hatte auch gemerkt, daß es wirkt. Jetzt kam kühler Wind auf, und ich zog den Mantelkragen hoch. Die beiden Damen verschwanden in dem Kaufhaus gegenüber. Ich eilte über die Straße, schaute in die Einkaufshalle und schlich durch Reihen von Röcken, Jacken und Mänteln, doch Sekunden später erstarrte ich vor Schrecken. Der Nebenbuhler tauchte ganz nah vor Sophie auf, Bürgermeister Korda breitete die Arme aus und begrüßte die beiden Damen wie gute Freunde, und es war keineswegs so, dass Sophie Kühle zeigte. Er trug einen Trenchcoat, helles Beige, im Kontrast zu seinen fast schwarzen Haaren, die unter dem breitrandigen Hut hervorschauten, und ein weißes Hemd mit schwarzer Schleife. Die besondere Delikatesse seines Gesichts war ein schon etwas gräulicher Backenbart, der am Kinn mit einem Schwung unter dem darüber hängenden weitaus dunkleren Schnauzer endete. Er war schon 44 Jahre alt, Witwer, seine Frau war vor 5 oder 6 Jahren verstorben.

Ich hatte mich hinter eine Reihe von Mänteln verkrochen und beobachtete, wie Korda auf die beiden Damen einredete und um sie heruntänzelte. Seine Balz wirkte etwas zu selbstsicher, fand ich, und daher lächerlich, aber zu meinem Entsetzen schien Sophie dies alles zu amüsieren, und Charlotte Berg wirkte sogar ganz entzückt. Obendrein führte Korda die beiden Frauen dann noch ins Café. Ich zog große Kreise um das Dreiergrüppchen herum, fühlte mich gedemütigt. Jetzt einfach ins Cafe gehen und mich dazusetzen und Korda zeigen, dass er keine Chance hat – das wär's gewesen, aber gerade das konnte ich nicht tun. Ich musste mich verstecken! Oder sollte ich doch...? Ich stellte mir das vor – und musste mir eingestehen, dass ein solcher Versuch nur in einem Debakel enden konnte. Schließlich verließ mich aller Mut und ich lief davon, obwohl es mich quälte, das Kaffeekränzchen unbeobachtet zu lassen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß Kordas Tagessieg sicherlich nichts bedeutete. Doch schon beim nächsten Atemzug zweifelte ich daran. Ich spürte, wie das Blut sich in meinem Kopf drängte, zögerte noch einen Moment, wirbelte dann aber auf dem Absatz herum und lief schnell zurück in die Stadt. Natürlich fand ich nur noch einen leeren Tisch. Das bedeutete immerhin: Der Kaffeeplausch hatte nicht allzu

lange gedauert, und überhaupt, weswegen war ich überhaupt zurückgerannt? Nur um mich mit meiner Eifersucht zu foltern? Es begann wieder eine quälend lange Woche. Und wieder erlebte ich diese ganze Woche, als sei ich mittendrin – obwohl sich alles wieder nur – schlafend, träumend – in einer Nacht abspielte. Am schlimmsten war der erste Tag und die Nacht vom Donnerstag zum Freitag. Am Nachmittag versuchte ich, mich mit Arbeit abzulenken, aber ich produzierte Ausschuß. Am Abend versuchte ich, mich mit einem Spaziergang abzulenken. Dort, wo der Weg in den Wald führte, setzte ich mich auf eine Bank, um in den Abendhimmel zu schauen, und um die Senta noch ein wenig auf der Wiese herumschnüffeln zu lassen. Es war trocken und kalt - eine Luft, die wie ein riesiger Kristall das Licht in klaren Farben spiegelte. Die Sonne verschwand hinter einer Wolke - eine riesige, dunkle, schlafende Frau; ein Licht schien in ihr aufzuglühen, aber es erlosch wieder. Die Schlafende begann sich nun mit einer großen Decke zuzuziehen, bis sie ganz und gar verschwunden war, und die Sonne quoll wie ein riesiger Blutstropfen heraus und berührte mit ihrem unteren Rand den Bergrücken. Als der Riesentropfen weiter sank, riß der obere Zipfel ab und die Sonne hatte ihre ursprüngliche Form wieder, während die abgerissene

Luftspiegelei wie ein verlorenes Stück Sonne noch minutenlang oben im Himmel gefangen blieb. Der sinkende rote Riese bestrahlte nun die Wolke von unten; die schwarze Decke bekam hiervon rote Tupfer, die immer zahlreicher, schließlich aber immer blasser wurden...

Seltsam, es ist so, als hätte ich vor wenigen Stunden tatsächlich auf dieser Bank gesessen, als hätte ich diesen Himmel gesehen, diese Luft geatmet... als hätte ich „Ausgang“ gehabt aus dieser Klinik. Als hätte ich... Nein, ich beschreibe wieder weiter, was ich erlebt habe. Was ich vor Jahrzenten erlebt habe:

Ich begann zu frieren, stand auf, nahm Senta an die Leine und ging weiter. Im Wald wurde es bereits dunkel, und ich kehrte um. Als ich wieder meinen Hof betrat, war über den Bergkämmen nur noch ein blasses Gelb, über dem die Wolken wie mit schwarzen Sprenkeln verstreut lagen. Ich war müde und wollte eigentlich nur noch schlafen. Im Traume Schlafen-Gehen, das ist dann in der Erinnerung immer sehr seltsam... Diesmal verschob sich das Phänomen um ein paar Stunden. Der Gedanke ans Schlafengehen schien mir plötzlich trotz der Müdigkeit unerträglich. Wenigstens ein Zipfelchen von Sophie wollte

ich noch erblicken, zumindest versuchen mußte ich es. Ich trank noch einen kräftigen Kaffee, verschlang ein Käsebrod, zog mir einen Mantel an, pfiff den Hund herbei, verschloß sorgfältig die Türen und lief los.

Über der Haustür brannte, wie immer am Abend, das Licht, ich drehe mich noch einmal um, ein schöner Anblick, ich fühle mich zu Hause, und in der Erinnerung fühle ich große Sehnsucht und tiefen Schmerz.

Ich brauchte, langsam bergab gehend, etwas über zwanzig Minuten bis zum Anwesen der Bergs. Es war ein albernes Vorhaben... Ich kletterte über den Zaun des Bergschen Anwesens, meine Güte, wenn man mich ertappt hätte...

Ich weiß nicht, wie ich da ohne weiteres rüberkam: Der Zaun war sehr hoch, schmiedeeisern, oben mit messerscharfen Spitzen. Im Traum war es irgendwie zu einfach - bin ich also nur im Traum rüber? Doch, ich bin wirklich rüber, ich erinnere mich über den Rand meines „Filmes“ hinaus, daß ich auf dem Grundstück war, weiß aber nicht mehr, wie ich es über diesen Zaun geschafft habe. Vielleicht so wie im Traum: Liebestrunken, in einer Art Trance, ohne zu bemerken, dass es eigentlich „unmöglich“ ist? Senta musste vor dem Zaun warten... Es war Irrsinn, denn die Bergs hatten zwei Bluthunde... Klar

ich war wie in Trance, im Liebeswahn, blind und taub vor Eifersucht, dachte überhaupt nicht an diese Hunde, und als ich ein paar Minuten später, vor Schreck erstarrend, den Zwinger erblickte, wäre es zu spät gewesen – denn die Hunde waren nur tagsüber im Zwinger (oder im Haus), nachts ließ man sie frei auf dem Grundstück laufen. Aber ich hatte Glück, aus irgendeinem Grunde waren die Hunde nicht da. Meine Augen erhaschten aber auch keinen Zipfel von Sophie, es war kein Licht in ihrem Zimmer, wahrscheinlich lag sie da oben im Bett und schlief. Das war mein erster vernünftiger Gedanke an diesem Abend, und ich kletterte wieder - irgendwie! - über den Zaun und ging nach Hause. Ich war zwei oder drei Minuten unterwegs, als ich hörte, wie das Tor zum Berg'schen Anwesen geöffnet und wieder geschlossen wurde. Sekunden später brach der Sturm los. Die Bluthunde kläfften alles kurz und klein, ich konnte mir vorstellen, wie sie hin- und her rasten, und wie die Bergs hin- und herliefen und alles kontrollierten. Nach einigen Minuten kehrte dann wieder Ruhe ein.

17. Juli 1975

Es waren über zwei Wochen vergangen, und erst jetzt gab es eine „Fortsetzung“ zu diesen eigenartigen, aber

fantastischen „Filmvorführungen“. Endlich einmal ganz intensiv mit Sophie, das kam leider selten vor, und oft mit einer gewissen Distanz, selten mit Szenen, in denen wir ein paar schöne Stunden erlebten. Das war mir einfach nicht vergönnt, was seltsam ist, denn diese „Filme“ waren ja gewissermaßen mein eigenes Erzeugnis... Zum Beispiel hätte ich gern den darauffolgenden Montag gern noch einmal mit ihr erlebt. Sie hatte über meine eifersüchtigen Fragen zu Korda gelacht, es war ein herzliches, warmes Lachen, nicht ein verlegenes oder distanzierendes oder gar spöttisches Lachen. Das weiß ich heute noch genau. Nein, da war nichts, das war „gesellschaftlicher Umgang“, mehr nicht. Wir gingen an jenem Abend im Wald spazieren, wir umarmten uns, wir küssten uns.

Die nächste „Fortsetzung“ meines „Films“ hatte es dann allerdings auch sonst in sich. Es war wieder einer jener Donnerstage, wohl der 25 April, und zu meiner Überraschung saß ich in einer Limousine, in meiner Limousine. Ich musste mich erst orientieren. Wieso hatte ich eine Limousine? Auch wenn es oft in den „Filmen“ Zeitsprünge gab, so waren sie mir meist in diesem realistischen Nacherleben gar nicht bewusst, weil in meinem Bewusstsein keine Lücken waren, also es war so,

als sei der fehlende Teil des Films gelaufen... Diesmal war das nicht so. Die Lücke empfand ich als „schwarzes Loch“. Trotzdem war mir nicht bewusst, dass ich nur in meinem „Film“ war. Ich saß „real“ in meiner Limousine. Man stelle sich vor: Man klimpert mit seinen Augen, und beim nächsten Augenschlag sitzt man in einem Verschlag mit Ledersitzen... Aber in diesem Fall wurde das schwarze Loch dann doch langsam gefüllt. Ich hatte mit dem Kauf des Wagens großes Glück gehabt. Eine Versteigerung in Nürnberg... Marke Benz 16/50 PS schwarz, repräsentativ, 4,60 Meter lang, 1,80 Meter hoch, erreichte mit 50 PS 90 km/h. 1925 hatte sie 15000 Reichsmark gekostet, und ich hatte sie für 999 RM bekommen, 200 RM Anzahlung, jeden Monat musste ich nun 50 RM abzahlen. Es war keineswegs sicher, dass ich das schaffen konnte, ich nahm einfach an, ich würde weitere Aufträge bekommen, egal, ich war im Höhenrausch.

Elke hörte auf zu lesen, sie stand auf, lief wieder ein paar Schritte hin und her. Die drei Kerzen begannen etwas zu flackern. Sie fühlte Beklemmung. Sie schaute den Alten an. Nein, sie musste hier nichts fürchten. Sein Gesicht lag nach oben gewandt, die Augen geschlossen, trotzdem schien er sie

freundlich anzusehen. Wenn sein Geist hier war, musste sie nichts befürchten, und überhaupt, die scheinbar unausweichliche Katastrophe war ausgeblieben, alles war gut gelaufen. Was ihren Kopf und ihre Seele durcheinander wirbelte, war dieses seltsame, scheinbar aufgehobene, durch die Dimensionen wandernde Zeitgefühl. Das, was sie da las, schien nicht Jahrzehnte her zu sein, sondern eher Gegenwart, so, wie nahe Vergangenheit, und die Gegenwart wurde wie ein kleines Boot auf hoher See hin- und hergeworfen. Und dieses Gefühl war immer stärker geworden. Würde der Alte sich nun als junger Mann erheben, sie an die Hand nehmen und herumführen, würde sie es als ganz natürlich empfinden... Sie setzte sich wieder auf den Stuhl, lächelte, schloss die Augen.

Erstmal würde ich mich doch wohl gewaltig erschrecken, dachte sie, bevor sie einschlief.

Der Wecker klingelte um halb sechs. Sie erhob sich, schwankend vor Müdigkeit, rieb sich die Augen, hielt ihre Hand auf die Stirn des Toten. „Machs gut, Alterchen“, flüsterte sie, „bis nachher.“ Sie verließ die Dachkammer, ging die knarrenden Treppen hinunter, erledigte die Morgentoilette, um danach in der Küche das Frühstück für die Klübers vorzubereiten. Sie konnte allein frühstücken, das tat

ihr gut, sie war froh, dass sie in diesen Tagen nicht oft mit ihnen reden musste. Auch der Kontakt mit den Klübers, überhaupt die ganze Zeit außerhalb der Dachkammer, vollzog sich wie hinter einer unsichtbaren, durchsichtigen, aber mächtigen Scheibe, nicht aus Glas, sondern wie... wie gepresste Zeit, irgendwie unwirklich, aber sie wusste, es war die Wirklichkeit, die sich nur so seltsam unwirklich anfühlte. Als sie die Tiere fütterte, kam ihr plötzlich der Gedanke, sie würde gern jene Sophie sein, nein, nicht jene Sophie, aber anstelle jener Sophie.

Sie ging hinauf in ihre Wohnung, duschte, stellte den Wecker auf eine Stunde und legte sich ins Bett. Um dreiviertelacht setzte sie für die Klübers den Kaffee auf, und begann, Hausflur und Treppe zu reinigen...

Am späten Vormittag setzte sie sich wieder zu dem Alten in die Dachkammer und las weiter.

Es war 11.30 Uhr, ich fuhr durchs Stadttor und parkte. Die beiden Damen kamen an ihren Einkaufsdonnerstagen um diese Zeit hier oft vorbei... Es war bewölkt, aber ziemlich warm. Ich musste eine halbe Stunde herumschlendern, bis ich sie sah. Nun aber fing es an zu regnen, ein kühler April-Regen, das passte sehr gut, denn die beiden Damen

hatten offensichtlich keinen Schirm dabei. Ich zauderte noch, aber dann bot sich eine riesige Chance. Ich sah, daß sie an meinem schmucken Auto vorbeigehen würden. Ich ging in den Zeitungsladen, kaufte das Tagblatt, suchte umständlich nach Kleingeld, um etwas Zeit zu gewinnen. Etwa 20 Meter waren sie noch entfernt... zurück zum Auto. Ich nahm den Schirm heraus und tat so, als würde er klemmen.

Als sie vor einem Schaufenster stehen blieben und unter der Markise Schutz suchten, spannte ich den Schirm auf, drehte mich dabei um, stand nun so etwa zwei Meter vor Charlotte Berg; Sophie war hinter ihr und schaute gerade ins Schaufenster. Ich gab ein überrascht klingendes „Ah“ von mir, verbeugte mich und zog den Hut. So nah hatte ich der Dame noch nie gegenübergestanden; wenn ich ihr begegnet war, immer in größerer Distanz. Charlotte Berg's Blicke flackerten zwischen mir und meiner Limousine hin und her, sie war offensichtlich irritiert – ach ja, ich hatte ja auch noch meinen guten, dunklen Anzug an - und als ich ihr weltmännisch den Arm bot, hakte sie ein. Sophie drückte sich lieber an die andere Seite der Mutter. Dort wurde sie zweifellos etwas nass, aber sie brauchte wohl etwas Abstand, um meine kleine Attacke zu verdauen.

„Darf ich Sie nach Hause fahren?“ fragte ich. Das Angebot konnte Madam unter diesen Umständen einfach nicht ablehnen, und sie nahm es auch an, mit sichtlich aufgehelltem Gesicht. Ich öffnete die Türen der Limousine, nahm den Damen die Taschen ab, und fuhr los. Zum Berg´schen Anwesen war es eigentlich nicht weit, so etwa zwei Kilometer Luftlinie, aber mit der Limousine musste ich Umwege fahren. Der Weg war teilweise voller Schlaglöcher, ich fuhr vorsichtig, aber die Damen wurden doch hin und wieder durchgeschüttelt; sie kicherten wie junge Mädchen. Dennoch lobte mich Charlotte Berg. Daß ich mir so eine Limousine leisten könne! „Geht es denn den Korbmachern jetzt wieder gut?“ fragte sie schnippisch. „Ich bin nicht nur Korbmacher“, erwiderte ich übermütig. „Ich bin auch Unternehmer. Was denken Sie, wieviel ich daran verdiene, dass Ihr Mann Waren bei mir lagert?“ Charlotte Berg reagierte mit einer fast unmerklichen, ruckartigen Bewegung des Kopfes, schaute mich eisig an, und Sophie schien von einer Sekunde zur anderen mit feuerroter Glut übergossen. Ich entschuldigte mich schnell für den „dummen Scherz“, dieser Betrag sei wirklich nicht der Rede wert, fügte aber hinzu, dass ich meist auf eigene Rechnung arbeitete, was finanzielle Vorteile brächte. Die Limousine hätte ich aber sehr günstig erwerben können...

„2000 Mark“, log ich, „da musste ich einfach zugreifen.“ Ich spürte, die Irritation über den etwas zu groben Scherz hatte sich gelegt, „man“ war mir im Prinzip freundlich gesonnen. Im Geiste schmückte ich die Kühlerhaube schon mit bunten Fähnchen.

Ich hielt genau vor dem großen schmiedeeisernen Tor, öffnete die Autotüren, hielt meinen Arm zur Stütze und trug das meiste Gepäck bis zum Portal des Gebäudes. Nun erwartete ich eigentlich eine Einladung und war herb enttäuscht, als nichts dergleichen geschah. Sophie gab mir nur lächelnd die Hand, es reichte gerade noch zu einem flüchtigen Kuß, den ich auf ihre Hand hauchen konnte, ehe sie verschwand. Charlotte Berg drehte sich in der Tür noch einmal um; sie bedankte sich höflich. Sicherlich würde man sich in der Stadt wieder einmal treffen, sagte sie kühl. Ich stand wie benommen vor der wunderschönen geschnitzten, mit Eisen beschlagenen, nun so hässlich verschlossenen Tür. Ich hob die Hand, um Gottes Willen! Fast hätte ich geklingelt. Ich strich zärtlich über eine der beiden Säulen, die das Portal flankierten, als wäre das die versteinerte, nur durch mich erlösbare Sophie, und schaute nach oben. Ein Relief Fries mit der Jahreszahl 1830, und ein gemaltes Ornament.

Ich lief schnell zurück zum Auto, öffnete umständlich die Tür und quetschte mich auf den Sitz. Ich entspannte mich ein wenig und lehnte mich zurück. Ein paar Sekunden konnte ich mir das gönnen, um sehnsüchtig zurückzuschauen. Das schmiedeeiserne Tor, die Villa mit ihren harmonischen, klassizistischen Proportionen das alles erschien mir jetzt wieder wie eine uneinnehmbare Festung, obwohl ich doch soeben dort oben vor der geöffneten Tür gestanden hatte. Die Villa war ein Stockwerk hoch, über dem Mittelbau ein dreieckiger Giebel. Das Bauwerk hätte wohl etwas kühl gewirkt, aber das sanfte, dennoch leuchtende Gelb gab dem klassischen Ebenmaß eine heimelige Wärme, die ich nun aber eher schmerzlich empfand. Ich warf auch noch einen sehnsüchtigen Blick auf das neue Firmengebäude, etwa 350 Meter zur Linken, zum Teil durch eine Gruppe hoher Fichten verborgen; ein dreistöckiger Kastenbau, schmucklos, aber die Basis des Reichtums.

Ich startete, fuhr ein paar hundert Meter, hielt an, stopfte mir die Pfeife. Das Triumphgefühl war nun wieder in die Tiefe gestürzt. Hatte ich überhaupt eine Chance? Meine Gefühle für Sophie kamen aus dem Herzen. Aber auch aus dem leeren Geldbeutel, und dies würde mich zwingen, die Familie mehr oder weniger zu täuschen, falls ich wirklich in

diese Festung eindringen wollte. Konnte ich das erreichen? Ach, die ersten Schritte waren ja vielleicht schon getan. Ich durfte wohl nicht erwarten, eine Charlotte Berg im Sauseschritt für mich zu gewinnen.

Die Wahrsagerin

Tagsüber hatte Elke ihre Arbeit gemacht, mit den Klübers nicht viel geredet. Wegen der Beerdigung hatte sie gefragt, und Klübers hatte erklärt, das werde mit dem Pfarrer geregelt. Sie zündete die Kerzen an und schaute wieder lange auf den Alten; es war gut, wie es jetzt war. Sie strich einige Male über seinen Kopf. Sie setzte sich hin und begann zu lesen. Es war gut, seine Geschichte in seiner Gegenwart zu lesen.

22. September 1975

Wie es von da an direkt weiterging, weiß ich heute nicht mehr. Ich hatte wieder einen langen Aussetzer wegen der Medikamente, die ich schlucken musste. Meine Fee hatte mich gewarnt; es waren wieder Schummler entdeckt worden. Die fuhrwerkten nun also nach der Verabreichung der Medikamente wieder mit dem Gummifinger im Mund herum... Ich war wieder viel zu lange eingesperrt wie in einem zähen, klammen, schleimigen Nebel, der langsam in mein Gehirn eindrang. In meine Welt, die ich mir erschaffen

hatte. Als ich die Pillen wieder dorthin spülen konnte, wo sie hingehörten, besserte sich mein Zustand auch wieder nur sehr langsam. Richtig erholt habe ich mich nie. Es war so, als hätte sich der Alterungsprozess beschleunigt. Es vergingen Wochen, bis der „Film“ sich wieder fortsetzte, aber es schien so, als sei ein großer Teil nun herausgeschnitten worden, und der erneute Einstieg war wenig erfreulich. Das heißt der Beginn war richtig schön, berauschend, glücklich, aber nur für ein Viertelstündchen, dann trübte sich alles schlagartig ein...

Ich saß mit Sophie in einem Biergarten in Bamberg, es war ein Freitag, später Nachmittag, aber die Sonne schien noch kräftig, unser Tisch stand im Halbschatten und etwa 100 Meter entfernt war meine Limousine im Blickfeld. Ich war glücklich, wohl deswegen hatte ich kein Zeitgefühl, kein Datum im Kopf. Die Sonnenwendfeiern hatten aber noch nicht stattgefunden... Ich schätze, es war Anfang Juni 1934, vielleicht Mitte... Ich hatte Sophie zu dieser Tour eingeladen, ein Bummel in Bamberg... Also hatte ich es geschafft, wie, das weiß ich nicht mehr, da war ein schwarzes Loch, keine Erinnerung, auch nicht, wenn ich in meinem ganz normalen Gedächtnis herumkrame. Ich konnte mich mit Sophie offen treffen. Das elende

Versteckspiel war zu Ende! Und dieser Tag sollte ein besonderer Tag werden. Wir hatten Karten für einen Besuch im Lichtspielhaus, nicht für irgendeinen Film, sondern für Frankenstein, der erste Monsterfilm, und zugleich der erste Tonfilm. Lange hatte ich darauf gewartet, dass er endlich in Bamberg aufgeführt wird. Die Karten waren bezahlt, und ich hatte noch so viel Geld in der Tasche, das es für diesen Tag eigentlich reichen mußte. Wie es danach finanziell aussehen würde, war mir egal. Das Konto war leer, und ich hatte nur noch die Hoffnung, dass ich Anfang der kommenden Woche eine Zahlung pünktlich erhalten würde...

Sophie trug ein Kleid im Jugendstil, ein helles, luftig wirkendes Blau; Schleifen in dunklem Blau an Schulter und Ausschnitt setzten raffinierte Akzente; sie bestellte Sahnetorte und ein Kännchen Kaffee. Bei dem neuen Kleid ließen sich ja ein paar Schleifchen lockern, wenn bei ihr ein Pfündchen dazukäme, erklärte sie quietschvergnügt. Ihre gute Stimmung sprang schnell auf mich über, ich genoß jede Sekunde, und dies umso mehr, als ich die verstohlenen, neidischen Blicke von anderen Männern bemerkte.

Doch plötzlich reckten die Leute die Hälse zur Straße hin. Ich widerstand der Versuchung, das gleiche zu tun. Oder

war es die Angst, da könne etwas auf uns zukommen, das mein Glück trübt? Sophie bemerkte diese seltsame kollektive Kopfdrehung nicht, weil sie den meisten Gästen den Rücken zuwandte. Aber als dann im Licht- und Schattenspiel der Kastanienblätter auf dem mit Steinplatten belegten Grund zwei Schatten bis an unseren Tisch herankrochen, schauten wir beide erschrocken hoch. Ich sah in das Gesicht einer alten Zigeunerin; sie lächelte, strich über ihre zerzausten langen schwarzen Haare, verbeugte sich ein wenig und ließ ein Gott-Segne-Sie! vernehmen. Hinter ihr, zur Hälfte verdeckt, stand ein etwa 15jähriges Mädchen, vielleicht die Enkelin; sie sah, im Gegensatz zur Alten, gepflegt aus. Beide trugen die gleiche farbenprächtige Tracht. Die Alte neigte sich zu Sophie, streckte ihre Linke vor, mit der Handfläche nach oben. „Ich Hand lesen“, sagte sie. „Du erfährst Zukunft für zehn Pfennige.“ „Nein danke“, sagte Sophie hastig. „Ich bin nicht abergläubisch.“

Bei diesen Worten war sie über und über rot geworden. Nun waren wirklich aller Augen auf sie und die beiden Zigeunerinnen gerichtet. Ein junger Mann, wohl ein Urlauber, riß seinen Fotoapparat hoch. „Nix Aberglaube“, sagte die Alte, „Hand zeigen Wahrheit, kostet nur zehn Pfennige.“ Sie neigte ihr gedunsenes Gesicht noch tiefer

herab, so daß Sophie zurückwich. „Die Zukunft für zehn Pfennige?“ rief ein grauhaariger Mann vom Nachbartisch. „Den Spaß laß ich mir nicht entgehen!“ An einem anderen Tisch ließen zwei kichernde Mädchen ebenfalls Interesse erkennen. Die Zigeunerin hatte sich wieder aufgerichtet und lächelte zu den Leuten hinüber. „Ich gleich kommen“, sagte sie, „erst junge Frau an der Reihe!“

Sie wandte sie wieder Sophie zu. „Dauert nur ein paar Minuten.“

Sophies Verlegenheit war etwas verflogen, und die Neugierde hüpfte wie ein frecher, hungriger Spatz auf ihren Tisch. Ich beobachtete das alles mit großem Vergnügen; Sophies Stimmungsumschwung hatte ich längst erwartet. Aber eines kleinen Anstoßes bedurfte es noch. Die Alte wiegte den Kopf, und sie zwinkerte Sophie mit einem Auge zu.

„Meinetwegen“, hauchte Sophie endlich. Die Alte setzte sich neben sie, die Junge blieb stehen. Sophie streckte ihre Hand hin, spielte mit ihren Mundwinkeln, um so aller Welt ihren scherzhaften Umgang mit solchen Dingen zu zeigen. Die Zigeunerin strich mit dem Finger über Sophies Handlinien. Plötzlich zuckte sie zusammen. „O, ein Schicksalszeichen! Du an Scheidepunkt stehen, mußst Leben selbst in Hand nehmen, du hast dich Mann

versprochen, aber mit ihm nicht glücklich werden... großer, großer Schatten auf ihm, neben ihm gefährlich. Ein anderer wirbt um dich... Du sehr schwankend, solltest keine Orakel lesen, du das nicht können, du falsch lesen... Du können alt werden, vielleicht weit über 80. Aber du müssen über die großen Klippen kommen. In den nächsten Jahren Gefahren, sehr gefährlich, mußt gucken, daß du starken Beschützer hast.“

Sophie war ganz rot geworden, kicherte und meinte, daß es nun genug sei; sie bedankte sich und gab der Zigeunerin zwei Groschen, und die hielt die Geldstücke hoch in die Luft, bedankte sich überschwenglich und wandte sich mit ihrer jungen Begleiterin dem grauhaarigen Mann zu, während die beiden kichernden Mädchen zu Sophie herüberriefen, ob die Zigeunerin wohl recht habe? Mir war gründlich die Stimmung verdorben, aber ich bemühte mich, dies halbwegs zu verbergen. Auch Sophie wußte nicht so recht, was sie nun sagen sollte; sie lächelte verlegen und fragte hastig, ob wir nun zahlen sollten. Ich winkte der Kellnerin. Die Zigeunerin hatte leise gesprochen, die anderen Leute konnten nicht alles gehört haben, aber ihre Worte brannten wie Kainsmale in meinem Gesicht. Sophie kämpfte mit den Tränen. Ich feixte über den Hokuspokus, verhielt mich im Übrigen distanziert - als

hätten wir uns gerade kennengelernt - und führte sie zu meiner Limousine. Ich tat geschäftig, hielt ihr die Tür auf, führte sie weltmännisch an der Hand auf den Beifahrersitz, redete allerlei Belangloses, suchte dabei aber im ganzen Universum nach irgend einem Argument, das diesen Eindruck, den die Zigeunerin hinterlassen hatte, zertrümmern könnte. Und dieses Argument mußte ich gleich finden, bevor Sophie sich, und sei es erst einmal nur in Gedanken, an den Hals der Mutter werfen und ihr von der Zigeunerin erzählen würde. Das wäre jedenfalls genau das Feld, welches die Berg mit Wollust bearbeiten würde: Die Zigeunerin als Gottes Zeichen...

Und plötzlich hatte ich die Idee, ob sie gut war, weiß ich nicht, aber ich fühlte mich in die Enge getrieben. Ob sie den Tatsachen entsprach, weiß ich erst recht nicht, es war eine wahnwitzige Theorie, allerdings - Wahnwitz kann manchmal sehr real sein... Es war noch eine Stunde Zeit bis zum Kino; ich wusste nicht, wie wir die Zeit überbrücken konnten, mit dieser Zigeunerin im Nacken. Ich ließ die Tür auf meiner Seite halb geöffnet und zündete etwas umständlich mein Pfeifchen an. Ich hatte Hemmung, meinen Gedanken auszusprechen. Wie würde Sophie reagieren? Doch als ich sie anschaute, wusste ich, schlimmer konnte es nicht werden. Sie hatte rote Flecken

im Gesicht, schien Atemnot zu haben. Offenbar unterdrückte sie ein Schluchzen.

„Schade, daß es der Korda geschafft hat, uns den schönen Tag so zu verderben“, platzte ich heraus.

Sophie schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an, diese seltsamen, einzigartigen Hautfältchen in ihren Augenwinkeln dehnten sich, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. „Wie kommst du denn darauf?“ fragte sie.

Ich lachte. „Hast du die Zigeunerinnen je zuvor hier in der Gegend gesehen?“ fragte ich, und als Sophie den Kopf schüttelte, fügte ich hinzu: „Und wieso kommen die beiden so zielstrebig ausgerechnet zu dir? Die sind geschickt worden... Das liegt doch auf der Hand!“

Sophie saß ganz starr auf ihrem Sitz, der Mund war halb geöffnet, als wollte sie etwas sagen. Aber sie schwieg. Plötzlich war ich von dem, was ich gesagt hatte, selbst überzeugt. Die Argumente, die für diese These sprachen, hatte ich ja gar nicht erfunden, sondern gefunden - die waren zumindest nicht unpassend gewesen.

Wahrscheinlich hatte ich deswegen auch überzeugend geklungen.

„Bummeln wir noch etwas herum, bis das Kino anfängt?“ fragte ich mit einer Stimme, als sei überhaupt nichts vorgefallen. Sie nickte.

Schade, hier war der „Film“ zu Ende. Ich stelle mir gerade vor, ich hätte die Erstfassung von Frankenstein noch einmal, zusammen mit Sophie, in meinem „Film“ gesehen... als Film im Film... Schade... Aber jetzt, tagsüber, außerhalb meines Films, klebt mir der Korda noch im Gemüt, und mir ist so, als bräuchte ich tausende Liter klares Quellwasser, um die klebrige Masse herauszuspülen. Ich glaube, Korda wurde von da an, dem Bamberger Erlebnis, zu einem Prinzip. Er wirkte unheilvoll auf das Geschehen, teils durch tatsächliches Handeln, teils durch sein bloßes Sein, durch seinen Geist, der durch alle Ritzen kroch – schon bevor er diese Hakenkreuzbinde trug.

Verpasste Gelegenheit

14. Oktober 1975

Es war ein schöner Tag Anfang Juli, wohltemperiert, nicht zu heiß, ein klarer blauer Himmel, nur ein paar weiße Wölkchen. Ich war pünktlich. Um 14 Uhr hielt ich mit meiner Limousine vor dem schmiedeeisernen Tor. Der Motor lief noch, Sophie sprang aus dem Haus. Sie trug eine dreiviertellange schwarze Jacke mit hellgrauem Pelzkragen und das lange grüne Kleid mit den raffinierten

Schleifen. Ihre hellblonden, mit Brillantnadeln geschmückten Haare fielen in langen schönen Locken auf die Schultern. Ich versank in ihren großen blauen Augen, dann lächelte ich und küßte ihre Hand.

Wir fuhren nur wenige Minuten, erst südwärts, dann Richtung Westen. Ich hielt auf einem Parkplatz, von hier führte ein Feldweg bergan zur Basilika Vierzehnheiligen. Ich schaute wieder in ihre Augen und meinte, dies sei das Blau des Himmels, und die kleinen Häutchen, die sich in ihren Augenwinkeln spannten, seien himmlische Arkaden. Sophie lehnte sich mit geschlossenen Augen in dem Ledersitz zurück; ihre Nasenflügel bebten wie die Nüstern eines Fohlens, sei es, daß sie somit eine Gefühlswallung verrieten, oder daß die Frühlingsluft einen solchen Reflex auslösten. Ihr Mund war leicht geöffnet, und die Zähne glitzerten wie eine Perlenkette. Ich neigte mich vorsichtig zu ihr, damit kein Geräusch entstünde, küßte sie sanft auf die Lippen und flüsterte: „Ich liebe dich.“ Ach ja.

Sie kicherte, weil der Schnurrbart kitzelte, drehte den Kopf zur Seite, drückte die Tür auf und hüpfte den Weg hinauf. Ich rannte natürlich hinterher. Sie konnte in ihren halbhohen Schuhen nicht gut laufen, bergan schon gar nicht, und so stürzte sie am Wegesrand ins Gras; ich warf mich auf sie, um dann mit ihr herumzukullern. Ich spürte

den Duft des Grases, der Blumen, überhaupt - den Frühling. Ach so, es war tiefer Sommer, aber es roch nach Frühling. Alles wie neugeboren... Gedanken, Träume springen auf die kleinen weißen Wolken und verlieren sich am Horizont.

Sophie sorgte sich plötzlich um ihre Kleidung, wegen des saftigen, grünen Grases. Da standen wir beide auf, zupften unsere Röcke zurecht und gingen etwas verstört nebeneinander. Wir schwiegen, ich nahm ihre Hand. „Gehen wir bis zu der Gaststätte?“ fragte ich. Sie war einverstanden, und ich nahm mir vor, dort alles zu beichten was es noch zu beichten gab, meine wirtschaftliche Lage, der Stammtisch...

Aber ich gab mich erst einmal der Harmonie hin, der Weizen stand auf den Feldern sehr gut, großflächige Wiesen, Blumen, Obstbäume am Wegesrand. Und Hand in Hand mit Sophie. Und dies alles live, wie man heute sagt, zwar nachts im Traume, oder wie man es nennen will, aber ganz real, in der dritten Dimension, nein, in der vierten, diese Zeitverschiebung... nicht nur körperlich, auch Geist und Seele voll mit drin. War das Aufwachen am Morgen dann nicht entsetzlich? Diese tatsächliche Wirklichkeit? Ja, irgendwie schon. Aber ich war zugleich dankbar – wie wäre denn diese Realität ohne diese nächtlichen Sprüngen in die

vierte Dimension? Zeitweise habe ich versucht, die Traumwelt zu meiner realen Welt zu machen – und die Realität als bösen Traum anzusehen... Hat manchmal ein wenig funktioniert, aber nicht auf Dauer....

Als der Weg uns an den Waldesrand führte, dann nach ein paar hundert Metern wieder den Blick freigab, wurde die Gaststätte sichtbar. Dort, auf der Terrasse, mit dem herrlichen Blick ins Tal, dort konnte man mit dem Blick über die Landschaft auch die Themen schweifen lassen. Dort würde ich, so nahm ich mir nun fest vor, über alles reden, alles offenbaren, alles, was noch offen war zwischen mir und Sophie. Sophie begann plötzlich, wieder von ihrem Papa zu erzählen, ihr Lieblingsthema. Wenn sie das rechte Augenmaß anlegte und ihn geschickt packte, konnte sie ihn gut um den Finger wickeln und fast alles bei ihm erreichen. Ob Sophie nach der Heirat die gleichen Tricks bei mir anwenden würde?

Die Gaststätte war ein altes Bauernhaus. Wir bestellten Apfelstrudel. Sophie redet noch immer von ihrem Herrn Papa. Gut, wir hatten ja Zeit. Ich war fest entschlossen. Aber dann tauchte an der „Ecke“ das Waldes, von der wir vor etwa einer halben Stunde auch daher gekommen waren, eine Gruppe von Burschenschaftern auf. An der Spitze drei alte Herren, die noch gar nicht so alt waren,

einer davon mit Strohhut und Backenbart. Das konnte eigentlich nur Korda sein. Nach wenigen Minuten bestand kein Zweifel mehr: er war's...

Wurde ich diesen Kerl überhaupt nicht los? Er grüßte, die Stufen hochsteigend, die Arme hochwerfend, mit ironisch herzlichem Ton. Auf der Terrasse angekommen, löste er sich von seiner Gruppe, schlug einen Bogen, um in die Nähe unseres Tisches zu kommen, blickte mich von oben herab an und fügte hinzu: „Na, herzlichen Glückwunsch!“ Im Weitergehen, sich nach rückwärts wendend, rief er: „Wann heierst denn, Sophie? Könnt'n Bessern kriegen!“ Ich bündelte alle Nervenkraft, um obenauf zu bleiben. „Ach schau an!“ erwiderte ich laut, mit einem triumphierenden Klang in der Stimme. „Das ist ja dieselbe Leier wie bei der Zigeunerin. War wohl n' ziemlich plumper Trick!“ Sophie war tief errötet. Es war nicht leicht für sie, weil Korda und ihr Herr Papa sich gut kannten, und so rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her. Ihre Not konnte wohl kaum größer sein. Korda hatte nun aber keineswegs die Lacher auf seiner Seite, zumal die ersten Biere gerade erst bestellt wurden. Aber auch ich fühlte mich nicht wohl auf meinem Platz. Korda hatte nichts erwidert, schien ganz ins Blödeln mit seinen Kameraden vertieft. Also ignorierte ich ihn nun auch. Ich zahlte, allerdings ohne auffällige Eile, und wir

verließen das Café. Ich wollte wieder hinabgehen, den Weg mit den Obstbäumen, zwischen den Feldern. Sophie wollte den Weg in den Wald, hoch zu Vierzehnheiligen.

Schließlich wählten wir einen dritten Weg, wir schlugen einen großen Bogen zwischen den Feldern.

Wir gingen schweigend nebeneinander, und ich fühlte mich ziemlich klamm. Konnte ich jetzt noch beichten? Nein, das wäre so, als würde ich zugleich vor Korda in den Staub knien. Ich nahm vorsichtig Sophies Hand und wir blieben stehen. Jetzt oder nie, dachte ich, nahm sie in die Arme sagte: „Wollen wir... noch vor Weihnachten heiraten?“ O Gott, es war wie eine Flucht. Sie schubste mich weg und flüchtete, lachte aber dabei. Diesmal lief sie etwas geschickter in ihren halbhohen Schuhen, denn sie stürzte nicht, aber ich holte sie dennoch schnell ein. Ich sah sie an, wollte etwas sagen, aber sie legte den Finger auf meine Lippen. „Sag jetzt nichts!“ forderte sie. Das war mir recht, denn was hätte ich sagen sollen? Meine Beichte hatte sich ohnehin in meinem Hirn verkrochen, fraß sich wie ein Wurm immer tiefer hinein.

Entführung der Leiche

Elke erwachte mit einem hysterischen Schrei und fuhr in die Höhe... In der Nacht, so gegen drei, war sie mit den Unterlagen in der Tasche hinunter in ihre Wohnung gegangen, um einige Stunden zu schlafen. Zwei oder drei Seiten hatte sie noch gelesen, die Tischlampe hatte sie noch ausgeschaltet, aber irgendwie war sie nicht mehr ins Bett gekommen. Sie torkelte, stützte sich auf eine Stuhllehne. Arme und Beine waren eingeschlafen und nur langsam kehrte das normale Gefühl wieder zurück. Sie hörte Geräusche vom Hof her, die Tür eines Autos wurde zugeschlagen, und noch eine zweite Tür. Sie schaute hinaus – und erstarrte vor Schreck. Ein Leichenwagen! Im Hof brannte kein Licht, aber sie sah alles ganz deutlich. Sie riss das Fenster auf, wollte etwas hinunterschreien, aber das Auto fuhr mit quietschenden Reifen los, durch das weit geöffnete Tor. Elke raste die Treppen hinunter. Unten im Flur kam ihr Klüber entgegen, offenbar hatte er in der Haustür gestanden, als der Leichenwagen losgefahren war und wollte nun in die Küche gehen. „Was ist hier los!“ schrie sie; ihre Stimme überschlug sich. „Was haben Sie getan?“ Klüber sah bleich aus, aber vielleicht kam das nur vom Licht im Flur. Er blieb stehen,

zuckte mit den Schultern und wischte sich mit der Hand über die Augen, als habe er eine anstrengende Arbeit erledigt.

„Nichts habe ich getan“, sagte er, als sei er gelangweilt. „Die Klinik hat ihn abgeholt...“

„Die Klinik? Er ist doch nicht das Eigentum der Klinik! Und auch nicht Ihr Eigentum! Er sollte doch hier beerdigt werden!“

„Er war noch immer Patient der Klinik, die müssen sich um ihn kümmern...“

„In einer Nacht-und-Nebel-Aktion“, bemerkte Elke noch, wie mit einer absterbender Stimme. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. „Und es ist halb fünf! Sie waren mit dem Typen heimlich verabredet! Mitten in der Nacht!“

Sie fühlte unbändige Wut aufsteigen, hatte einen Moment den Impuls, sich auf Klüber zu stürzen und das Gesicht zu zerkratzen. Aber das war wie ein kurzes Auflodern, eigentlich fühlte sie sich sehr müde; sie drehte sich abrupt um, ging die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, schloss die Tür ab, warf sich auf ihr Bett, presste ihr Gesicht ins Kissen. Sie schluchzte, ihr Körper begann zu zucken, scheinbar immer stärker, es sah fast aus wie ein Todeskampf. Als wäre sie vergiftet und würde qualvoll sterben. Aber bald schlief sie ein, drehte sich im

Schlafe zur Seite, so dass sie frei atmen konnte, und es sah aus, als hätte sie ihren Frieden gefunden.

Aber dieser Anblick täuschte. Kurz nach sechs wurde sie wieder wach, war zunächst verwirrt. Ihr war nicht sofort klar, warum sie bekleidet auf ihrem Bett lag, und als es ihr klar wurde, fing sie wieder an zu schluchzen, diesmal aber ganz leise, vielleicht mehr ein Wimmern, so als würde das Atmen ein solches Geräusch erzeugen – und sie tat dabei alles, was sie sonst auch jeden Morgen tat. Sie stand auf, machte sich frisch, zog sich um, räumte etwas auf, und erst als sie den Raum verließ, um ihre Arbeiten im Hause zu erledigen, schien sie ihr wimmerndes Atmen zu bemerken und verstummte. Ihre Fassung gewann sie aber nur um den Preis, dass ihr Gesicht wie zu einer Maske erstarrte.

Sie versorgte die Tiere, reinigte ihre Hände, deckte dann den Frühstückstisch, wollte aber nicht mit den Klübers am Tisch sitzen und trank ihren Kaffee, bevor die beiden erschienen. Hunger hatte sie nicht, sie dachte gar nicht ans Essen.

Sie ging wieder in ihr Zimmer, setzte sich ans Fenster, schaute nach draußen in die Ferne. Ein schwaches rotes Leuchten über den Baumwipfeln kündigte den Sonnenaufgang an. Es war aber sonst noch ziemlich dunkel, kaum eine Wolke am Himmel, milchig-graue Schleier schwebten in der Luft.

Plötzlich sah sie auf die Uhr, stand ruckartig auf, holte ihren kleinen Reisekoffer vom Schrank herunter und fing an zu packen, auch die Unterlagen des Alten steckte sie ein. Sie wusste, zehn nach sieben hielt unten an der Ortseinfahrt der Bus, den wollte sie schaffen. Sie ging nach unten, zog Mantel und Stiefel an, nahm demonstrativ den Koffer in die Hand, öffnete die Küchentür und sagte: „Ich fahre ein paar Tage weg.“ Die Klübers waren beim Frühstück. Er wollte gerade von einem Brot abbeißen, legte es nun wieder auf den Teller, aber der Mund blieb noch ein paar Sekunden geöffnet.

„Was!“ rief er. „Sie wollen ohne Absprache einfach abhauen?“ Er schnellte in die Höhe. „Dann können Sie gleich bleiben wo der Pfeffer wächst!“ Seine Hand wies wie eine Pfeilspitze zur Tür. Frau Klüber stand nun auch auf, aber viel langsamer als ihr Mann es gerade vorgeführt hatte, und sie drückte ihn sanft zurück auf den Stuhl. „Beruhige dich“, sagte sie mit leisem Sing-Sang. Und dann mit etwas festerer aber leiser Stimme: „Elke ist aufgewühlt, das kann man doch verstehen, sie wollte drei Tage Totenwache halten, und nun ist der Herr Reuß plötzlich weg!“ Sie wandte sich Elke zu, wies mit der Hand auf den freien Stuhl und setzte sich selber auch wieder hin. „Wir wurden genauso überrascht wie Sie... Ziehen Sie doch noch mal den Mantel aus und essen noch etwas...“

Elke lehnte ab. „Ich will gleich fort“, sagte sie.

„Und für wie lange?“

„Das weiß ich noch nicht... ich denke drei Tage...“

Frau Klüber wandte sich zu ihrem Mann, der mit finsterem Gesicht am Tische saß. „Das geht doch, das kriegen wir doch hin, oder?“ Klüber antwortete nicht, er räusperte sich nur, was wie ein Grunzen klang. Die Ehefrau deutete dies offensichtlich als Zustimmung. „Also in drei Tagen sind Sie wieder da...“. Sie überlegte einen Moment. „Das wäre Samstagmorgen. Also das macht auch keinen Sinn. Dann Montag... Montagmorgen sind Sie spätestens wieder da?“

Elke nickte und sagte: „Ja... Danke ... Tschüss.“

Sie ging aus der Küche, schloss die Tür und ging.

Wir wurden genauso überrascht...! Sie spuckte auf den Boden.

Sie hatte noch 20 Minuten, bis der Bus kam. Es wurde hell, die Sonne stieg gerade hinter den Baumwipfeln hoch, die Temperatur ein paar Grad unter Null, fast windstill; auf den Feldern waren nur noch vereinzelte Flecken mit Schnee bedeckt. Der Bus kam pünktlich. Als sie einstieg und bezahlte, hatte sie das Gefühl, sie würde für lange Zeit verreisen, und bei der Fahrt nach Lichtenfels steigerte sich dieses Gefühl noch – als würde sie nie wieder zurückkehren.

In Lichtenfels kaufte sie eine Fahrkarte nach Bayreuth, ließ sich dann aber Zeit, weil die Züge regelmäßig alle Stunden fahren. Sie fuhr mit dem Zug um 11.04 Uhr, kurz nach 1 Uhr war sie vor Ort.

Sie setzte sich ins Bahnhofsrestaurant, bestellte Hefeklöße mit Preiselbeeren, verstaute den kleinen Koffer in ein Schließfach und machte sich auf den Weg in nordwestliche Richtung. Etwa eine halbe Stunde später stand sie vor der verschlossenen Tür der Nervenklinik. Sie bekam Angst... vielleicht würde sie nie wieder herauskommen, wenn sie durch diese Tür ging? Sie klingelte trotzdem - und als die Tür per Knopfdruck entriegelt wurde, ging sie auch hinein. Der Pförtner – ein wohl etwa 60jähriger Mann mit grauen Haaren – war indessen ganz freundlich. Sie erklärte, dass ein Patient, Johann Reuß, aus der Anstalt geflohen war, draußen gestorben, und nun zurückgeholt worden sei. Wo er denn aufbewahrt und beerdigt werde... Der Pförtner schien nicht überrascht, verwies sie in die Verwaltung, da müsse sie wieder aus dem Gebäude und nach rechts gehen... Sie ging also wieder hinaus, um eine Ecke des Gebäudekomplexes herum... Die Verwaltung war so etwas wie ein Anbau, keine verschlossenen Türen, man konnte einfach hineingehen. Eine Angestellte stand auf, kam Elke entgegen, die anderen im

Raume arbeiteten weiter, als sei nichts geschehen. Elke wiederholte ihr Anliegen, sie wolle wissen, wo der Herr Reuß nun sei und wo er beerdigt werde; sie habe drei Tage Totenwache halten wollten, und die Leiche sei in aller Frühe einfach abgeholt worden... *Entführt worden...* hätte sie beinahe gesagt.

Die Angestellte, ein Frau mittleren Alters, dünn, etwas vertrocknet aussehend, erklärte, wenn eine Leiche abgeholt werde, so geschehe dies auf rechtlich abgesicherter Grundlage. Ob die junge Frau denn eine Verwandte sei? Nein? Dann habe sie keinerlei Anspruch auf Auskünfte, solche seien sogar rechtswidrig, wegen des Datenschutzes.

Nun erklärte Elke, Johann Reuß sei zu Hause gestorben, in seinem Haus, ihr sei zugesichert worden, sie könne drei Tage und Nächte Totenwache halten, der Verstorbene sei aber bei einer Nacht- und Nebelaktion abgeholt worden - als sie sich gerade für kurze Zeit habe ausruhen wollen...

Die Angestellte stieg auf eine Leiter, suchte in Akten herum, eine zweite Angestellte wurde sogar noch zu Hilfe gerufen, doch am Ende sagte die Frau wieder dasselbe. Wenn sie den Herrn Reuß rechtskräftig geheiratet hätte, ja, dann wäre die Lage ein andere, aber das sei ja offensichtlich nicht der Fall. Oder wenn sie seine Tochter wäre...

Elke spürte, sie konnte nichts erreichen. „Sagen Sie mir doch bitte, wo ich ihn finden kann... Ich muss noch mindestens einen Tag Totenwache halten...“

Die Frau schüttelte den Kopf, es tue ihr leid, das sei nicht möglich. Elke verlangte dann noch den Vorgesetzten. Der sei erst wieder nächste Woche im Haus, bekam sie zu hören, ohne es allerdings zu glauben; sie ging langsam hinaus, ihre Hände ruderten kaum merklich, als sei die Luft zu einer zähen Flüssigkeit geworden.

Nun war sie so erschöpft, dass sie einfach nur niedersinken wollte... Sie setzte sich auf eine Bank, bis sie die Kälte weiter vorantrieb. Was sollte sie jetzt tun? Plötzlich liefen Tränen über ihre Wangen, und sie versuchte, sie mit dem Taschentuch wegzuwischen, aber das gab sie bald auf und sie ließ die Tränen einfach laufen. Der Wind blies in die kleinen tröpfelnden Rinnsale, bis sie verschwanden, und sie wünschte sich, er würde sie bis in den Himmel zum lieben Gott tragen. Dann dachte sie daran, wenn sie sich nachher auf der Rückfahrt aus dem Zug fallen ließ, könnte sie wohl ihren Tränen hinterher fliegen... Ja, was sollte sie eigentlich noch auf der Erde? Wo sollte sie jetzt hin?

Auf keinen Fall zurückfahren... Sie mietete in einer Pension ein Zimmer, zahlte für eine Nacht mit Frühstück, legte sich

dort sofort in Bett und schlief - bis in den Vormittag des nächsten Tages.

Beim Erwachen wusste sie erst einmal nicht, wo sie war, was aber schon fast ein „vertrautes Gefühl“ zu sein schien, zumindest erschrak sie darüber nicht mehr. In welchem Jahrzehnt befand sie sich? Wieder dieses seltsame Gefühl, in Gegenwart und Vergangenheit zugleich zu leben. Sie war in Bayreuth, wegen des Alten... War das, was sie in den Papieren des Johann Reuß gelesen hatte, wirklich vor über 40 Jahren geschehen? Oder war es Fantasie? Oder hatte sie geträumt? Können sich Gegenwart und Vergangenheit, vielleicht auch die Zukunft, überschneiden? Johann Reuß war ein Greis, der vor ein paar Tagen verstorben war. Aber der junge Reuß schien auch noch zu leben, dieser Korda auch noch, und das, was damals zwischen den beiden aufbrach, war immer noch nicht zugewachsen, so wie ein Erdrutsch, der noch nach Jahrzehnten einen tiefen, noch immer ganz frisch aussehenden Riss in der Landschaft hinterlassen hat - in den man noch immer tief stürzen konnte. Und jener Riss schien ganz nah.

Um halb 11 war sie mit dem Frühstück fertig. Mit dem Zug 12.22 Uhr würde sie fahren... Sie packte die Sachen, ging zum Bahnhof und fuhr nach Lichtenfels. Im Zug las sie ein

wenig in dem Tagebuch, konnte sich aber nicht konzentrieren. Als sie in Lichtenfels schließlich auf dem Bahnhof stand, war ihr klar, sie würde nicht gleich zum Anwesen der Klübers fahren. Sie ging zum Preußischen Hof, mietete sich für einen Tag ein Zimmer, das billigste, eine Dachkammer... aß zu Mittag und ging dann zum Amtsgericht, fragte, ob es noch Akten gäbe aus den 30er und 40er Jahren. Man war freundlich, forschte sogar im Archiv nach und verneinte die Frage am Ende. Elke hatte das Gefühl, sie werde belogen, aber was konnte sie tun? Sie ging ins Rathaus – und tatsächlich, im Archiv der Stadt wurde sie fündig... Die „Wette“ des Totengräbers mit fünf Stammtischbrüdern war in den Chroniken vermerkt, wenn auch nur mit einer kleinen Notiz. Alle fünf Stammtischbrüder seien damals gestorben, die Namen waren aufgeführt, auch Johann Reuß!

Das war sehr seltsam! In dem Archiv fand sie nichts, was auf den Widerspruch zum tatsächlichen Geschehen hinwies. Auf dem Weg zum Hotel kam ihr der Gedanke, diesmal aber mit bitterer Ironie getränkt, dass der Alte wohl doch ein Gespenst sei... Vielleicht, so brütete sie weiter, könnte man auch ihr, wenn sie ihn für real hielt, eine Art „Geisteskrankheit“ anhängen? Sie lief schneller, sie wollte in den Aufzeichnungen

weiterlesen. Im Hotelzimmer angekommen, riss sie den Umschlag aus dem Koffer. Die Geschichte stand wirklich auf dem Papier, das war ganz real, er hatte sie aufgeschrieben. Sie tauchte wieder ein in diese irrealen Welt:

Ende der Leseprobe.

Das Buch kann man für 3,99 Euro als E-Book erwerben über:

www.neobooks.com